

IDF-Publik 30

Nachrichten der Geschäftsführung
Institut für Deutschlandforschung der Ruhr-Universität Bochum
1. August 2002

Prof. Dr. Werner Voß

Lebenswelt Leipzig Ein neues Forschungsprojekt am IDF

Vorgestellt von Werner Voß (unter Mitarbeit von Nadine Schöneck)

1. Vorbemerkung

Im Institut für Deutschlandforschung wird ein Forschungsvorhaben vorbereitet, das sich zum Ziel setzt, die Veränderungen der Lebensverhältnisse in Leipzig, wie sie sich seit der Wende vollzogen haben und wie sie voraussichtlich in den kommenden Jahren erwartet werden können, empirisch zu erfassen. Die zentrale Untersuchungshypothese ist dabei die folgende:

Leipzig stellt im Vergleich zu anderen Großstädten der neuen Bundesländer einen Sonderfall dar, insofern als die im Rahmen der Wiedervereinigung zu beobachtenden Transformationsprozesse in dieser Stadt zu einer Sonderentwicklung führten. Leipzig gehört gewissermaßen zu den Gewinnern der Wende. Gerade in dieser Stadt kann gezeigt werden, wie sich die Folgen der Wiedervereinigung zum Positiven gewendet haben. Insofern mag Leipzig als Modell betrachtet werden, an dem studiert werden kann, in welcher Weise Transformationsprozesse bewältigt werden können.

Dies zeigt sich insbesondere dann, wenn die Leipziger Entwicklungen mit denen anderer Großstädte der neuen Bundesländer verglichen werden, was einer späteren Ausweitung des Projekts vorbehalten bleibt, oder wenn kontrastierend eine Großstadt der alten Bundesländer, die ebenfalls mit beträchtlichen Strukturveränderungen befaßt ist, betrachtet wird. Es bietet sich unter den gegebenen Umständen an, beispielsweise die Stadt Bochum vergleichend heranzuziehen, wobei aber selbstverständlich zu berücksichtigen ist, daß unter unterschiedlichen Aspekten der Vergleichbarkeit enge Grenzen gesetzt sind. Gleichwohl könnte die Frage interessant sein, ob Bochum - ebenfalls mit beträchtlichen Problemen struktureller Veränderungen konfrontiert - aus dem ‚Beispiel Leipzig‘ lernen könnte.

Wir haben uns nicht nur aus dem genannten Grund für Leipzig entschieden, sondern auch deshalb, weil es zwischen dem Institut für Deutschlandforschung der Ruhr-Universität Bochum und der Stadt Leipzig über das Kuratorium des Instituts, dem der Leipziger Oberbürgermeister vorsitzt, enge Verbindungen gibt. Zusätzlich sollen bestehende Kontakte zwischen dem Institut und Lehr- und Forschungseinrichtungen der Universität Leipzig genutzt werden.

2. Methodisches Grundkonzept

Das vorgesehene Forschungsvorhaben orientiert sich an einem methodischen Grundkonzept, das in der folgenden Skizze in zusammenfassender Form dargestellt wird. Ausgehend von den Aspekten der Entwicklung der Lebenswelt Leipzig werden in dem vorgesehenen Forschungsvorhaben unterschiedliche Teilprojekte angesiedelt, die sich jeweils einem dieser Aspekte widmen. Bei der Bereitstellung der benötigten empirischen Informationen stützen wir uns einerseits auf sekundärstatistische Daten der amtlichen Statistik - z. B. zur demographischen oder zur wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt, andererseits auf primärstatistische Befragungsergebnisse. Dies betrifft insbesondere die Frage der Einschätzungen beobachtbarer Entwicklungen.

3. Vorbereitungsphase

In einem ersten Schritt war es erforderlich, diejenigen Themenbereiche zu identifizieren, d. h. diejenigen Aspekte der ‚Lebenswelt Leipzig‘ zu benennen, die aus Sicht der Leipziger Bürgerinnen und Bürger von besonderer Bedeutung sind und deshalb bevorzugt Aufmerksamkeit erfahren sollten. Um diese Bereiche zu identifizieren, wurde ein eher heuristischer Ansatz gewählt, indem zum einen durch Auswertung des Lokalteils der Leipziger Volkszeitung (im Zeitraum zwischen April und Juni 2002) diejenigen Themenbereiche erfaßt wurden, die von aktuellem Interesse sind, und zum anderen wurden Anfang Juli 2002 eine Reihe von Interviews mit Leipziger Bürgerinnen und Bürgern durchgeführt, um deren Einschätzungen zu den als wichtig und bedeutsam erkannten Sachverhalten und Entwicklungen zu erfassen. Über die Ergebnisse dieser ersten Befragungsaktion soll im folgenden kurz berichtet werden.

4. Befragung bei Leipziger Bürgerinnen und Bürgern

4.1 Vorgehensweise: Ausgehend von der Analyse der Leipziger Volkszeitung (Zeitraum 1.4.2002 bis 30.6.2002) wurde ein weitgehend standardisierter, relativ kurzer Interviewleitfaden entwickelt, mit dem zwischen dem 4.7.2002 und dem 7.7.2002 Straßenbefragungen durchgeführt wurden.

Es leuchtet unmittelbar ein, daß bei dieser Vorgehensweise keine im strengen Sinn repräsentativen Befunde erhoben werden können (vgl. zur Frage der Repräsentativität die Bemerkungen unter 4.4). Gleichwohl können erste verwertbare Erkenntnisse darüber gewonnen werden, welches die Themenbereiche sind, die die Leipziger Bürgerinnen und Bürger interessieren, und – was für die Vorbereitung des Forschungsvorhabens besonders wichtig ist – es kann herausgefunden werden, wie bestimmte Aspekte der Leipziger Entwicklung durch die Befragten beurteilt werden.

Auf diese Weise wird es möglich, diejenigen Entwicklungsfelder zu benennen, die aus Sicht der Leipziger Bürgerinnen und Bürger positiv bewertet werden, somit geeignet sind, später vertiefend der Frage nachzugehen, welche Entwicklungen gewissermaßen als ‚Vorbild‘ für andere Regionen gelten können, die ebenfalls mit gravierenden Strukturveränderungen zu kämpfen haben. Andererseits können auch diejenigen Bereiche identifiziert werden, die als besonders problematisch empfunden werden, so daß sich für diese möglicherweise ein erhöhter Forschungsbedarf ergibt, um herausfinden zu können, wo am ehesten für Abhilfe gesorgt werden muß, wo also Handlungsbedarf für die Kommunalpolitik besteht.

4.2 Die Stichprobe: Die zur Verfügung stehende Zeit reichte, 67 Personen anzusprechen mit der Bitte, in einem fünf- bis zehnminütigen Gespräch Fragen zur Person zu beantworten und insbesondere Bewertungen zu einzelnen Aspekten der Leipziger Entwicklung und der derzeitigen Situation abzugeben. Der Einfachheit halber wurden diese Bewertungen in Form von Schulzensuren (von 1 = sehr gut bis 5 = mangelhaft) erbeten. Diese Befragungen vor Ort wurden später um 25 telefonische Interviews mit dem gleichen Erhebungsinstrument ergänzt, wobei gezielt männliche, ältere Personen angesprochen wurden, da diese in der ersten Erhebungsgruppe etwas unterrepräsentiert waren. Die Auswahl der Gesprächspartner erfolgte ansonsten in dieser zweiten Runde von Befragungen nach dem Zufallsprinzip.

Somit liegt ein Datenbestand für $n = 98$ Befragte vor. Die Befunde dieser Befragungen werden nun im einzelnen präsentiert.

4.3 Demographische Variablen: 46,9 % der befragten Personen waren männlichen, 53,1 % waren weiblichen Geschlechts.

4.4 Zur Repräsentativität: Es wurde bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die gewählte Vorgehensweise bei diesen Straßenbefragungen Repräsentativität nicht gewährleisten kann. Gleichwohl empfiehlt es sich, einen Blick auf amtliche demographische Daten der Stadt Leipzig zu werfen, um diese mit den Stichprobenbefunden zu vergleichen.

Solche Daten werden vom Amt für Statistik und Wahlen der Stadt Leipzig veröffentlicht. Beispielsweise liegen uns vor: Angaben zur Altersstruktur (1), Geschlechtsverteilung (2), Einschätzung der Wirtschaftslage (3). Damit stehen uns drei Variablen zur Verfügung, die es erlauben, unsere diesbezüglichen Befunde mit repräsentativen Angaben zu vergleichen. Im einzelnen zeigt sich, daß die entsprechenden Befunde unserer Stichprobe hinreichend gut den Angaben der Stadt Leipzig entsprechen.

4.5 Bewertungen: Die Befragten wurden gebeten, eine Schulnote zur Bewertung unterschiedlicher Aspekte der Lebensverhältnisse in Leipzig zu erteilen. In der folgenden Tabelle (S. 7) stellen wir die Durchschnittsnote vor. (4) Zusätzlich wird bei ‚n‘ angegeben, wie viele der Befragten eine entsprechende Bewertung vorgenommen haben.

Wir stellen fest, daß die beste Bewertung das Angebot an kulturellen Veranstaltungen erfährt, gefolgt von der Bewertung der öffentlichen Verkehrsmittel. Die ungünstigste Bewertung erfährt mit deutlichem Abstand die Arbeitslosigkeit in der Stadt, gefolgt von den Verkehrsverhältnissen (ohne ÖPNV) und der Einschätzung der Wirtschaftslage.

Wir gehen davon aus, daß diese Bewertungsunterschiede erste Anhaltspunkte dafür liefern können, in welchen Bereichen weiterer Untersuchungsbedarf besteht

Die durchschnittlichen Bewertungen können teilweise verglichen werden mit Angaben, die das Amt für Statistik und Wahlen der Stadt Leipzig zusammengestellt hat. (5) Die Angaben, die hier verwendet werden können, finden sich in der folgenden Übersicht, wobei nur diejenigen genannt werden, die einen Vergleich mit unseren Befragungsergebnissen erlauben:

Es ist zu erkennen, daß sich unsere Befunde mit denen der Stadt Leipzig, soweit gleiche Sachverhalte angesprochen sind, ungefähr decken. Allerdings sind die Unterschiede der durchschnittlichen Bewertungen bei den Items 1, 2, 3 und 5 – ausgehend von den gegebenen Stichprobenumfängen – als statistisch signifikant von null verschieden zu klassifizieren.

5. Ausblick

Im weiteren könnten nun Aggregationen vorgenommen werden, um zum Beispiel die einzelnen Bewertungen zu einer Gesamtbewertung zusammenzufassen. Darüber hinaus bietet es sich natürlich an, statistische Zusammenhänge zu untersuchen, um beispielsweise festzustellen, ob es geschlechts- oder altersspezifische Unterschiede in den Bewertungen gibt. Solche und weitere Aufgaben sollen einer folgenden Auswertung vorbehalten bleiben.

Belege und methodische Anmerkungen:

(1) Amt für Statistik und Wahlen der Stadt Leipzig: Gewerbestruktur 1997, Seite 9.

(2) Ebenda.

(3) Amt für Statistik und Wahlen der Stadt Leipzig: Lebensbedingungen im Zeitvergleich 1991-1999, S. 16.

(4) Da Schulzensuren ordinalskaliert sind, ist die Berechnung von arithmetischen Mitteln im strengen Sinne unzulässig, da diese Maßzahl metrische Daten erfordern. Gleichwohl werden beispielsweise solche Mittelwertberechnungen häufig genutzt, um Tendenzen zu verdeutlichen und Vergleiche zu ermöglichen. Unterstellt man hilfsweise, daß die Zensuren gleiche Abstände voneinander haben, kann diese Vorgehensweise als akzeptabel angesehen werden.

(5) Amt für Statistik und Wahlen der Stadt Leipzig: Lebensbedingungen im Zeitvergleich 1991-1999, S. 3. - Die Befragungsergebnisse stützen sich auf repräsentative Stichproben aus Einwohnern zwischen 18 und 75 Jahren (Auswahlsatz zwischen 1,5 und 2 % in Abhängigkeit vom voraussichtlichen Antwortverhalten). Es handelt sich um postalische Befragungen, bei denen Rücklaufquoten zwischen 40 und 55 % erzielt wurden. Dies entspricht 1.500 bis 4.000 auswertbaren Fragebögen - je nachdem, ob Haushalte oder Einzelpersonen angesprochen wurden.

"Der deutsche Osten, unser Süditalien?"

Ein Theaterbrief aus Berlin von Silke Flegel

Berlin, 29. Juni 2002

Liebe Katrin,

mittlerweile ist es Samstagmorgen, und ein knappe Woche Forschungsaufenthalt in der Hauptstadt liegt hinter mir. Mein Gepäck habe ich im Ostbahnhof eingeschlossen, so daß ich bis zur Abfahrt meines Nachmittagszugs zurück ins Ruhrgebiet noch einen halben Tag Zeit für das Berlinvergnügen habe. Gerade lasse ich mich nach meinem reichlich gefüllten Wochenprogramm mit der Touristen-Buslinie "100" von Ost (pardon: von Mitte) nach West bringen - und später hoffentlich auch wieder zurück, was heute nicht leicht sein dürfte: Die Türkei spielt heute nachmittag im Halbfinale gegen Korea, und ab 13.00 Uhr sperrt die Polizei den gesamten Ku-Damm und den Bereich um Bahnhof Zoo ab für den zu erwartenden Autokorso. Bis dahin muß ich mit meinem Bus also zurück sein im Osten, vielleicht schaffe ich ja sogar noch zwei "Runden" Erkundungstour mit der BVG ... Na ja, vielleicht besser doch nicht, die Touris, die den Reichstag nicht finden bzw. wenn sie ihn gefunden haben, über die lange Menschen-schlange vor den Aufzügen zur Kuppel schimpfen, nerven mich ziemlich. Anstrengend war's in Berlin, aber auch ganz toll, interessant und ergebnisreich. Am Dienstag, meinem Ankunftstag, hatte ich um 14.30 Uhr meinen ersten Termin mit Barbara Schultz, der Archivarin der Ostberliner Volksbühne (am Rosa-Luxemburg-Platz), um ein erstes Gespräch über das zu führen, was mich dort erwartet - und was nicht. Allerdings hat sie dann wegen des Deutschlandspiels gegen die USA die Verabredung nach hinten verschoben; sie wolle so gern in der Kantine mit einigen Kollegen das Spiel sehen, ob ich nicht erst um 16.00 Uhr kommen könne. Dann habe sie auch bis 18.00 Uhr für mich Zeit. Theaterleute ...! Sie hat mich dann später im Foyer der Volksbühne in Empfang genommen, und

auf dem langen und beschwerlichen Weg unters Dach des Theaters - ich hab die Anzahl der Treppen, Stufen und Absätze nie zählen können, da sie mich an jedem Tag durch andere Treppenhäuser und über andere Bühnenteile, durch Kulissen, Garderoben und Schneidereien geführt hat -, wo sie in zwei winzig kleinen Dachzimmern inmitten großer Mengen staubigen Archivguts wohnt, hat sie mir vom Fußball-spiel erzählt, von dessen Ausgang ich noch nicht einmal irgend etwas gehört hatte. Die Deutschen in Berlin feiern den Sieg halt nicht so exzessiv, das heißt mit so vielen Autos auf allen Straßen, Hupkonzerten, Ampelblockaden und Verkehrschaos; so hatte ich - mit meinem Buch und einem riesigen Eiskaffee ausgestattet auf einer Bank auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof sitzend - nichts mitgekriegt. Das erste Gespräch war schon vielversprechend, Frau Schultz hat sich noch einmal informiert, welche Dinge ich suche und bei ihr zu finden hoffe, ob ich Lust hätte, vielleicht auch das ein oder andere Gespräch im Hause zu führen, falls heute in der Volksbühne noch Gesprächspartner beschäftigt sind, die auch über die für mich interessante Zeit, eben die siebziger Jahre, noch Auskunft geben können und wollen, und auch eine erste ganz aktuelle Volksbühnenanedote über meinen lieben Christoph Hein hat sie mir erzählt. Aber die gehört gar nicht hierher ... Und: Für den Abend hat sie mir gleich eine Eintrittskarte organisiert, weil in der Volksbühne zum allerletzten Mal Frida Kahlo gegeben wurde, die Choreographie, die vor zehn Jahren in Bremen ihre Uraufführung und 1994 in Berlin ihre Premiere feierte und im März 2001 noch einmal in veränderter Besetzung wiederaufgenommen wurde. Frank Castorf hat dem Choreographischen Theater von Johann Kresnik und dem Ensemble - auch aufgrund der großen Finanznot der Bühne - die Verträge zum Ende der Spielzeit 2001/2002 gekündigt, und im Juni wurden nun all die aktuell noch laufenden Choreographien Kresniks letztmalig gezeigt. Übrigens: Während ich in Berlin war, hat Castorf gerade seinen eigenen Intendantenvertrag bis 2007 verlängert, und zwar nach unendlich langen Verhandlungen über die gut 800.000 EURO Subventionserhöhung, die er zur Bedingung für seine Vertragsverlängerung gemacht hatte und letztlich doch nicht durchsetzen konnte. Dafür hat er jetzt eine Ausstiegsklausel! Das war natürlich Hausgespräch! Zwar bin ich nicht der absolute Kenner des modernen Tanztheaters, und manchmal fehlt mir zugegebenermaßen auch der notwendige Hintergrund und dadurch der entsprechende Zugang, aber hier - und da zeigt sich wohl das Besondere des Choreographischen Theaters, so wie Kresnik es in Bremen gegründet und über die Jahre hindurch perfektioniert hat - ist die Geschichte der mexikanische Malerin Frida Kahlo so klar ins Bild gesetzt, daß das von Kresnik entwickelte Stationendrama immer gut verständlich bleibt. Seine Detailverliebtheit, seine Vorliebe für die Ausstattung der Tänzerinnen und Tänzer und der Bühne mit riesigen Mengen von Requisiten und "für sich sprechenden Materialien", seine ausgeprägte Farbphantasie und die Sicherheit, mit der er symbolträchtige Bilder und Metaphern auf der Bühne entwirft, schaffen eine eindrucksvolle Erzählung von Frida Kahlos Biographie, wobei ihr allgegenwärtiges Schmerzensbett das Zentrum der Choreographie bildet. Die Besetzung der Protagonistin mit drei verschiedenen Tänzerinnen hilft auch, die zwischen dem Glück mit Ehemann Diego Rivera und großem Leid und Schmerz schwankende Innenwelt der Künstlerin erkennbar zu machen. An meinem nächsten Arbeitstag in der Volksbühne mußte ich mich allerdings von Frau Schultz darüber belehren lassen, daß die aktuelle Besetzung der Frida vor allem im Hinblick auf ihre Ausdrucksstärke und Überzeugungskraft weit hinter die Qualität der Bremer Originalbesetzung von 1992 (Liliana Saldana) zurückfällt. Details der Tanztechniken und der idealen Einsetzung der Körper kann ich also tatsächlich nicht kompetent genug beurteilen. Mir hat's gefallen! Am nächsten Morgen war ich am Personaleingang des Theaters mit der armen Frau Schultz verabredet, die jeden einzelnen sonnig-heißen Tag (und es war wirklich heiß in Berlin!) gezwungen war, mich dort, das heißt unendlich viele Treppenstufen unterhalb ihres Arbeitsplatzes im Dachgeschoß, abzuholen. Aber ohne sie hätte ich mich eh verlaufen, und außerdem kam ich so auch in den Genuß, zusammen mit Uli, einem der Bühnenarbeiter (mit monströsem Ohrpiercing), im Lastenaufzug durch jede einzelne dunkle und muffige Etage der Volksbühne transportiert zu werden. Einige Mappen zu wichtigen Inszenierungen der Volksbühne in den siebziger Jahren hatte Frau Schultz mir schon aus den Höhen ihres Archivs herausgesucht und bereitgelegt, wichtig für mich waren vor allem die Materialien zum sogenannten SPEKTAKEL 2 - Zeitstücke 1974, an dem Christoph Hein als Hausautor und als Assistent mitgewirkt hat. Sein Stück Schlötel oder Was solls ist im Rahmen dieses Theaterfests in einer sehr gekürzten Fassung uraufgeführt worden, und es fanden sich sowohl ein Interview mit Hein als auch zwei Gespräche mit dem seinerzeit verantwortlichen Chef dramaturgen der Volksbühne (dessen Telefonnummer ich im übrigen der Intendantin abgeschrieben habe). Auch sehr viele Materialien zum damaligen Intendanten Benno Besson, zu seiner Arbeit an der Volksbühne und in der DDR sowie zu den von ihm engagierten künstlerischen Mitarbeitern, z. B. das Regieduo Manfred Karge / Matthias Langhoff, sind dort gesammelt. Außerdem ist es natürlich immer sehr verlockend, einfach in den Funden zu stöbern und neugierig alles aufzunehmen, was unbekannt, spannend, interessant oder amüsant ist. Viele vermeintliche Kleinigkeiten, Informationen, die in der Literatur nur kryptisch wiedergegeben sind, oder schlecht recherchierte "Fakten" kann ich nun zum Teil korrigieren oder vervollständigen. Drei volle Tage habe ich als Gast in der Volksbühne arbeiten können, und tatsächlich kann ich einige kleine "Erfolge" melden: Einer ist ganz sicher, daß ich weiß, das theateereigene Archiv im Hinblick auf meine Interessen vollständig durchgesehen und alles kopiert oder exzerpiert zu haben, was mir wichtig für meine Arbeit erschien, ein anderer ist die Gewißheit, viele weitere, vielleicht sogar noch interessantere Funde im Landesarchiv Berlin machen zu können, wohin die Volksbühne wichtige Materialien nach der Wende abgeben mußte. Und ganz klar: Die Arbeit inmitten des Theaters inspiriert schon für sich! Auch für den zweiten Berlinabend hat mir Frau Schultz eine Theaterkarte reserviert, die Inszenierung hatte sie mir schon vorher empfohlen: Die zehn Gebote. Ein Abend von Christoph Marthaler nach Raffaele Viviani. Ich solle mich auf einen humorigen Abend einstellen; nach den Marthaler-Projekten Faust Wurzel aus I und II, Drei Schwestern und Pariser Leben, die ich kenne, konnte ich mir das sogar vorstellen, nicht zuletzt auch angesichts des Volksbühnen-Staraufgebots, das versprochen war: Susanne Düllmann (sie war mir am Tag bereits in mehreren Inszenierungsmappen aus den siebziger Jahren begegnet), Matthias Matschke, Sophie Rois, Winfried Wagner, Martin Wuttke ... Der Ankündigungstext der Volksbühne ließ allerdings auf noch mehr als einen lustigen Abend hoffen. Marthaler und seine Bühnenbildnerin Anna Viebrock seien aus Zürich noch einmal nach Berlin zurückgekehrt, um "eine weitere musikalische Entdeckungsreise in Daseins- und Bewußtseinszustände des geeinten Deutschland anzutreten ... Der Deutsche Osten: das Süditalien Mitteleuropas? Wie diese historisch und geographisch benachteiligte Region benötigt der Osten neue Überlebensstrategien. Marthalers theatralische Erforschung der süditalienischen Kultur ... bewegt sich im Spannungsfeld zwischen der Macht von Markt und Geld

und der Sehnsucht nach einer gemeinschaftlichen Lebenspraxis." Also doch wohl genau das Richtige für den Deutschlandforscher!? Das Bühnengeschehen, das ich dank der lieben Archivarin von einem absolut privilegierten Sitzplatz aus der Mitte der vierten Reihe wie eine Vollzählerin verfolgen konnte, hatte mit Deutschland- oder gar Europaforschung dann aber wirklich nicht viel zu tun. Was mich an sich nicht stört (man darf ja doch auch mal abschalten ...), leicht beschlich mich nur der Ein-druck, daß die Volksbühne dem Projekt eine viel größere politisch-historische Bedeutung unterstellt hat als Marthaler selbst. Das Programmheft bestätigt das auch, man präsentiert dort immerhin bedeutende Texte angesehener Ethnologen und gewichtige Studien Walter Benjamins und Asja Lacis' über Italien. In jedem Falle war's ein wirklich amüsanter und sehr kurzweiliger Abend. Vivianis Dekalog in Versen, Prosa und Musik ist, ergänzt um schrille Comedy- und Musiknummern, strukturiert wie eine Nummernrevue, angelehnt an die Zehn Gebote, die leitmotivisch eingesetzt sind und in denen jeder Darsteller zei-gen darf, was er will und kann. Und wenn Du Sophie Rois und Matthias Matschke, Martin Wuttke oder den grandiosen Harmoniumquetscher Clemens Sienknecht kennst, wenn Dir schon mal musikalische Irritationen wie "Sag mir quando, quando, quando", "Santa Lucia", "O Sole Mio" oder "Parole" präsentiert wurden, kannst Du Dir wohl vorstellen, was passiert. Besonderen Spaß macht auch die absurde Verzerrung der Gebote in Form von "Du sollst nicht töten!", Antwort: "Du auch nicht!" oder "Du sollst nicht begehren Deines nächsten Gut!", Erwiderung: "Wieso?". Zu meinem großen Vergnügen ging auch hier jede eventuell doch beabsichtigte Andeutung von Sozialkritik, die in der Volksbühne - nicht nur durch Marthaler - eigentlich nahezu dauerhaft installiert ist, völlig im Gelächter unter. Sehr albern auch: Du sollst den Kopf nicht hängen lassen, bei Rot nicht links abbiegen, dich in Zukunft stets für das Richtige entscheiden und ähnliches. Daß meine hoch gesteckten Erwartungen als Deutschlandforscherin so gar nicht erfüllt wurden und die Vorführung des pragmatisch gelebten Katholizismus im Süden Italiens nun wirklich nicht als Folie für Versuchungen des Kapitalismus als Staatsreligion im Osten Deutschlands funktionierte (das ist wirklich zu platt!), wurde wettgemacht durch den großen Spaß an der zum Teil kunstvollen und waghalsigen Darstellung kleiner komischer Portraits von Typen. Aber man muß es schon ein wenig blasphemisch mögen. Am Donnerstagabend hohe Kunst: Robert Wilson im Deutschen Theater! Welch ein Glück: der Verriß des Jahres zum Preis von 42,00 EURO ("Das ist doch eine Bob-Wilson-Inszenierung!!!") präsentiert gerade in der Woche, in der ich in Berlin bin. Zu meinem riesigen Glück hat mir eine Freundin ihren Bühnenausweis mit auf Reisen gegeben, und so bezahle ich "als Kollegin" nur ein Sechstel des Edel-preises und sitze genauso eng, heiß, schlecht klimatisiert, nämlich gar nicht, und viel zu nah an der Büh-ne, die angesichts des beeindruckenden Bühnenbildes aus dem Rang viel besser zu überblicken wäre, wie das übliche DT-Publikum der ersten Reihe. Wenn sich der Eiserne Vorhang vor dem kostspieligen Wilson-Projekt hebt, der Uraufführung seiner Bühnenfassung des Stummfilmklassikers von 1920 Das Cabinet des Dr. Caligari, ist man wirklich fasziniert von dem entworfenen Bild - was zugegebenermaßen sehr, sehr eng angelegt ist an die Einrichtung des expressionistischen Films von 1920 -, von der Wirkung des Lichts, von den Kostümen, einfach von dem ästhetischen Erlebnis. Und wenn Wilson in dieses Gruselkabinett seine Figuren alle einzeln einführt, begleitet von der live gespielten Musik Michael Galassos, dann ... Ja, was dann? Im Grunde hat er dann auch schon "sein Pulver verschossen". Der anfänglich überwältigende Gesamteindruck, den das ästhetische Zusammenspiel aller Bühnenelemente erweckt, läuft sich innerhalb von wenigen Minuten tot, und im Grunde geschieht nichts Neues mehr. Auch wenn eine wirklich perfekt inszenierte Show geboten wird. Inhaltlich ganz interessant fand ich nur die Variation einzelner Figuren aus dem Film, indem Wilson sie nämlich verdoppelt hat: Cesare, der Somnambule, Jane und Franzis, sie zeigen ihren Zwiespalt, ihr Gespaltensein und vor allem ihr doppeltes Leid daran. Schade nur, daß dann die wunderbaren Schauspieler so wenig Gelegenheit zur Expressi-on haben. Eigentlich würde man ja erwarten, daß im Theater ohne Worte (die Erzählung klingt - ganz wie die Untertitel im Stummfilm - aus dem Off) das stumme Spiel eine Herausforderung darstellt, aber das funktioniert nur bei Christian Grashof, dem Dr. Caligari, der das Repertoire alter Stummfilmstars wirklich beherrscht. Bei vielen anderen Darstellern wirkt das geschminkte Gesicht, die aufwendige und perfekte Maske eher wie eine bewegungslose Grimasse und damit allein wie eine leere Schönheit. Das absolute Kontrastprogramm hatte ich mir dann für gestern Abend noch ausgesucht, und ich konnte froh sein, daß ich überhaupt noch eine Karte bekommen hab (sogar Sophie Rois hat eineinhalb Stunden vor Vorstellungsbeginn mit mir im Kassenraum warten und hoffen müssen!): Artaud erinnert sich an Hitler und das romanische Café auf der Probephöhne des Berliner Ensembles. Ein Solostück für Martin Wuttke, das seit seiner Uraufführung im Oktober 2000 schon zu vielen Gastspielen in der halben Welt unterwegs war und nur gute Kritiken bekommen hat. Und es war genauso, wie ich gehofft hatte: ein furioser Auftritt Martin Wuttkes, dem gefeierten Hitler - Arturo Ui aus Heiner Müllers BE-Inszenierung, und genau damit hat er jetzt wieder gespielt. Und er variiert den hechelnden Hitler-Hund noch um ein Vielfaches. Der kongeniale Wahnsinn Antonin Artauds, so wie er von der Theatertheorie in der Vergangenheit gefeiert wurde und wie ihn Tom Peuckert in seiner Halluzination gestaltet, ist das perfekte Fach für Martin Wuttke. Eingesperrt in sein Anstaltszimmer, bekleidet mit einem giftgrünen Hemd pflegt Artaud / Wuttke seinen Wahnsinn. Er agiert hypernervös, aufgekratzt, ist immer in Bewegung, beschäftigt mit der kärglichen Einrichtung seiner Zelle, Tisch, Stuhl, Lampe, einer Zimmerpflanze, einem Ventilator, der auch den Zuschauerraum mit ohrenbetäubendem Rauschen füllt, und er spricht, flüstert, schreit seine Phantasien in ein Mikrofon. Die Bühnenpräsenz Martin Wuttkes, der weit weg vom Publikum gefangen ist in einem verglasten Container, ist unglaublich und auch seine Variationsbreite und seine Kraft. Wenn Peuckert auch sagt, daß die Perspektive auf diese Halluzination komödiantisch sei, und die Realität um Artaud dieser Sichtweise auch durchaus seine Berechtigung geben mag, so blieb mir doch ununterbrochen das Lachen im Hals stecken, einfach, weil ich mich so sehr in diese Zelle mit hineingezogen fühlte. Es war eine wirklich gelungene Qual, die mir Wuttke, se-kundenschnell wechselnd zwischen französischem Akzent für Monsieur Artaud und Hitler - Arturo Ui-Faxen, mit ganz vielen ironischen Brechungen versehen, bereitet hat, und gleichzeitig die längste Stunde meines Berlinaufenthalts! Übrigens: Am Ende meiner Reise fällt mir auf, daß ich den Westteil der Hauptstadt gerade das erste und einzige Mal betrete, indem ich mich nämlich mit dem Touri-Bus umherfahren lasse. Das jetzt schon nicht mehr ganz so neue Team der Schaubühne am Lehniner Platz hat mich dieses Mal gar nicht gelockt. Der Osten leuchtet wohl doch ...

Deine Silke - für heute noch immer in der Faszination der Großstadt gefangen!

Die Allee riecht nach frisch geröstetem Kaffee

Ostslawonien im Sommer 2002

Von Mirjana Stancic

Der östlichste Zipfel Kroatiens, von zwei gewaltigen Flüssen umrahmt, der Donau und der Drau, ist mit einer flachen Schönheit gesegnet. Auch die Reise dorthin ist von der Flachheit dieses Landesteils geprägt. Die dreihundert Kilometer lange Strecke von Zagreb nach Osijek hatte ich ursprünglich im komfortablen Daimler des Oberbürgermeisters von Osijek, eines Literaturwissenschaftlers und ehemaligen Unkollegen, zurücklegen sollen, leider mußte er einen vorgezogenen kommunalen Termin wahrnehmen, also blieb mir nur der Bummelzug am frühen Morgen übrig.

Fast sechs Stunden in der ersten Klasse, die roten Plüschüberzüge mit stellenweise weißen gehäkelten Kopflehnen erinnern an die VAM, die Magyarische Staatseisenbahn, die hier einmal verkehrte und die Strecke in weniger als fünf Stunden zurücklegte. Wenige wollen mit dem Zug nach Osijek, die Business-Reisenden bevorzugen das Auto, auch der erneuerte Lokflughafen wird inzwischen von den Cessnas angefliegen. Die Lok zieht zwölf Waggons, viel zu viel für die wenigen Fahrgäste, in der ersten Klasse diskutieren drei Eisenbahner aufgeregt und laut über die Einsparungsmaßnahmen bei der Bahn und über die Landwirtschaftspolitik der neuen Regierung, Tudjman könnten die Neuen nicht das Wasser reichen, so die Eisenbahner, aber selbst er habe wenig für die Bauern getan, welcher Präsident habe sich denn je um den Bauern gekümmert, keiner, Tito habe sie enteignet, der Bauer war für sie alle „das unterste Loch von der Flöte“. Nachdem sie so geschimpft haben, schlafen sie ein, um kurz vor ihren Reisezielen, kleinen unansehnlichen Bahnhöfen, aus dem Tiefschlaf aufzuschrecken, noch schlaftrunken auszusteigen und den rotbemützten Bahnhofsvorsteher per Handschlag zu begrüßen. Der Putz der Bahnhofsgebäude ist abgeblättert, vorher war er weiß, die Ortsnamen an den Schildern sind nur in lateinischen Buchstaben ausgewiesen, die frühere, in Jugoslawien übliche kyrillische Hälfte des Namensschildes ist entfernt worden, man hat sie abgesägt oder mit Brachialgewalt abgetrennt, nur der Farbunterschied zum angegrauten Putz erinnert noch an die Doppelbeschriftung. Hie und da baumeln unter den Schildern viereckige hölzerne Blumentöpfe mit violetten und weißen Petunien. Der Bahnwärter oder seine Frau müßten auf eine lange Leiter klettern, um die Petunien zu gießen, also sind die Töpfe oft trocken, und die Blumenzweige hängen halb verwelkt herunter.

Während der Zug bummelt, leuchten in der Morgensonne die mit schwerem Tau belegten Tomaten, die tiefvioletten Gladiolen erzittern alle paar Sekunden unter dem Gewicht des angesammelten Taus, um sich dann im Nu zu voller Pracht wieder aufzurichten. Die Vorgärten der Bauernhäuser werden liebevoll gepflegt, während das Ackerland zwischen den Dörfern oft unbestellt ist und von allen vergessen vor sich hin wuchert. Die meisten Bauernhäuser sind unverputzt, als Ziegelsteingebilde stehen sie seit Jahr-zehnten unbeschützt da, es war immer ein Schwieriges, den westlichen Besuchern diesen Umstand zu erklären, wieso und warum es den Bauern anfangs an Geld und später an Ehrgeiz und tieferer Motivati-on gefehlt hatte, die sie für zwei bis drei Generationen davon abhielt, die Häuser streichen zu lassen.

Der Hauptbahnhof in Osijek ist sehr flach und etwas heruntergekommen, die Hauptallee, die zur Innen-stadt führt, besteht aus Fassaden mit Einschußlöchern und Cafés, fast jedes dritte Haus bekam ein Café vorgesetzt, zu dieser Vormittagsstunde vollbesetzt, und wenn es schon kein Café ist, dann ist es ein Gemischtwarengeschäft mit Alkoholausschank, so daß die Kunden stehend, „von den Beinen,“ ein Bier oder einen kleinen Cognac herunterkippen können. Die Allee riecht nach frisch geröstetem Kaffee, die Passanten sind gut gekleidet und wirken entspannt. Die schwarz gekleideten älteren Bäuerinnen aus den umliegenden Dörfern schleppen ihren schweren Einkauf zum Bahnhof und unterhalten sich laut.

Das klassizistische Prachtgebäude an der Straßenkreuzung, früher die Hotelfachschule, deren Fenster stets mit angehenden, laut kichernden Gastronomiefachleuten vollbesetzt waren, die den weiblichen Passanten ab und zu auch Unwirsches nachriefen, ist unter dem Artilleriefeuer in sich zusammengesunken.

Das Symposium über die Rolle und Bedeutung der Stadt Osijek in Mitteleuropa findet an der Pädagogischen Fakultät statt, die Referenten sprechen frei, sie haben gut recherchiert, die jüngsten Teilnehmer reden ohne Ressentiments und ohne Verbitterung, setzen selbstverständlich neue Medien ein, sie hätten mit ihren Vorträgen in Graz, Lyon oder in Edinburgh eine genauso gute Figur abgeben können. Ältere Referenten haben ihre Vorträge reflexiv angelegt, sie suchen in der Erinnerung Halt und Belege für den mitteleuropäischen Charakter ihrer Stadt, finden sie auch. Diejenigen, die die anberaumte Redezeit überschreiten, werden nicht ermahnt, jeder darf sein Anliegen zu Ende bringen, besonders die Älteren, weil sie ihre Lebensgeschichten in Mitteleuropa eingeschrieben haben.

Über den wunderbaren stuck-verzierten Festsaal des zur Zeit der Monarchie errichteten Fakultätsgebäudes legt sich indessen ein aus Trauer und Melancholie gesponnener Tüll, der Oberbürgermeister, der das Symposium leitet und moderiert, greift energisch gegen den Tüll durch. Er ist noch jung, sein Handy vibriert ununterbrochen, er kann es in seiner Position unmöglich ausschalten, man bricht zum Mittagessen auf, erst dann bekommt der Tüll Risse, verzieht sich und verschwindet aus dem Raum.

Am Abend wird in einer neu gegründeten Buchhandlung das neu veröffentlichte Buch des Oberbürgermeisters, eine Sammlung seiner Editorials in der Lokalzeitung von Osijek, feierlich der Öffentlichkeit vorgestellt, ein TV-Kamerateam ist zugegen, Interviews werden ihm und anderen Tagungsteilnehmern abverlangt, die Konditoren spendieren eine Torte, die den Umschlag des Buches imitiert. Die Nacht im Hotel am Zentralplatz der Stadt wird durch das Quadrat des Fensters eingerahmt, das von einem Turmteil des unmittelbar nebenan liegenden Domes voll ausgefüllt ist. Alle Viertelstunde bimmelt es, es hört sich an, als ob zwei hohle Blechtöpfe aneinander schlagen würden, das Bimmeln kommt von der Domuhr. Der Dom ist in der Nacht hell beleuchtet, etwas vom Domlicht fällt auf die Hotelgäste im Schlaf oder im Traum zurück. Das Frühstück im Hotel am nächsten Morgen ist unerwartet bescheiden, eine Sorte Butter, eine Sorte Marmelade, eine Sorte Pastete, eine Sorte Semmel und eine Sorte Brot, dazu frischer Topfen und Sauerrahm, Tee und weißer Kaffee, kein schwarzer. Dieser muß extra bestellt und bezahlt werden. Handke lobte in seinen Reiseessays aus Jugoslawien wiederholt dieses für ihn so angenehme „einziges Artikel“-Angebot, das ihn der sinnlosen Mühe ermüdender Entscheidungen im Alltäglich-Banalen enthob, auch aus diesem Grund trauert er dem Untergang des Vielvölkerstaates vehement nach. Wie alle schönen alten Gebäude hier, geht auch dieses Hotel auf die Konkursmasse Österreich-Ungarns zurück.

Es regnet heftig, die Marmorplatten auf dem Hauptplatz sind rutschig, hier droht also große Gefahr des Beinbruchs, die rote Straßenbahn tuckert über den Platz und biegt am Dom links ab, sie besteht jeweils aus einem einzigen Waggon. In der Unterführung unterhalb des Hauptplatzes, dem angeblichen Sammeltreff von Drogenabhängigen und Säufern, haben die meisten Geschäfte dicht gemacht. Nur zwei oder drei Cafés haben überlebt, aber ich werde meinen zweiten Kaffee lieber überirdisch zu mir nehmen, vielleicht bei McDonald's am Hauptplatz, aber McDonald's öffnet erst um acht. Die unterirdische Post macht erfreulicherweise schon um halb sieben auf, das ist vorteilhaft für die Frühaufsteher, die Postbeamtin klebt die Briefmarken auf die Ansichtskarten, recherchiert die Postleitzahlen und gibt jede nur erdenkliche Auskunft über die Post und die Stadt.

Der zweite Tag des Symposiums ist ein Ganztagsausflug in das östlichste Gebiet Ostslawoniens, wir treffen uns im Winterhafen von Osijek, die Drau ist graubraun an diesem Tag und wälzt sich etwas faul dahin. Die Tagungsteilnehmer sind sich uneinig, ob die Schiffsreise bis zur Mündung der Drau in die Donau wegen des heftigen Regens überhaupt stattfinden werde, alle sind warm eingehüllt, bis auf den Verleger aus Zagreb, der in seinem eleganten dünnen Anzug zittert, er habe weder mit dem Regen noch mit dem Ausflug gerechnet. Aus der Schifffahrt werde nichts, man sollte noch einen dritten Kaffee bestellen, eventuell auch einen Slivovitz gegen die Unterkühlung, meint ein erfahrener Osijeker. Dem Regen ausgeliefert, ohne wasserdichte Kapuze oder einen anderen Schutz fährt auf dem Damm mit dem mit Satteltaschen schwer bepackten Fahrrad an uns Cafégästen der stadtbekannteste Film- und Videokünstler

Ivo Faktor vorbei, „Schau her, das ist doch Faktor. Faktor, Faktor, halte an, komm Mensch“, ruft ihm die Gruppe zu, Faktor hört aber im Regen nichts und huscht an der Gruppe großlos vorbei.

Pünktlich läuft das Schiff an, ein Tragflächenboot, schick, mit weißen Tischdecken, der Kellner mit Fliege, also wird doch auf dem Schiff gefahren und - wie sich später zeigen wird - gut getafelt. Das älteste römische Osijek entstand am rechten Drauufer, auch die mittelalterliche Stadt ist zum Ufer zugekehrt, erst im späteren 19. Jahrhundert zog es die Bauplaner immer tiefer ins Inland. Das alte Gebäude der Streichholzfabrik „Drava“ sieht vom Schiff wie ein Puppenhaus zur Streichholzherstellung aus, die Häuser am Ufer haben alle einen frischen Anstrich. Vereinzelt Fischer harren trotz des Regens aus, am linken Ufer ist das Naturschutzgebiet Kopacki rit nur für Eingeweihte mit besonderem Passierschein zugänglich, weil es großflächig vermint ist. Hier nisten endemische Sumpfvogelarten, darunter auch ein weißer Vogel, groß und stark wie ein Storch, einige folgen dem Schiff, fliegen dann zum Ufer über und bleiben auf einem ihrer stieligen Füße lange stehen.

Die Spannung wächst, je mehr sich das Schiff der Donau nähert. Nach dreißig Kilometern und nachdem die Drau unzählige kleine Mäander gebildet hat, ist es soweit. Die Mündung kommt für Unerfahrene überraschend, plötzlich erweitert sich die Flußmasse um zwei Drittel, das andere Ufer liegt weit, es ist nicht bloß das andere Donauufer, sondern auch die Staatsgrenze zu Serbien. Ein Kollege, Zeithistoriker, ist Mitglied des staatlichen Gremiums zur Festlegung der Grenzen, er erzählt von zähen Verhandlungen bei der neuen Grenzbestimmung.

Unmittelbar hinter der Mündung steigen wir ins feuchte Gras aus, einige rutschen aus, der Ort an der Mündung, Aljmas, ist ein Wallfahrtsort, war der Erde gleich gemacht und die Wallfahrtskirche niedergebrannt, nur die Madonna ist wie durch ein Wunder unter dem Schutt und Teer unbeschädigt geblieben, sie ist jetzt in einer Holzhütte ausgestellt. Das ganze Areal ist vermint, also dürfen die Wallfahrer keinen Schritt weg von der Straße wagen. Schilder mit Totenköpfen warnen eindringlich davor. Einige Anwohner sind in den Ort zurückgekehrt, auch die Kirche wird wiederaufgebaut, das Baumaterial liegt bereits herum, aber das Bauprojekt erinnert wegen eines nach oben geschwungenen, gebogenen Kirchturms – so die Ausflugsteilnehmer abschätzig – stark an die königliche Kobra, man sei hier schließlich nicht in Indien.

Die Reise wird in einem bereits wartenden nagelneuen Bus fortgesetzt, durch Dörfer und kleine Städte, die abhängig von der ethnischen Zugehörigkeit der Anwohner entweder zu Grund und Boden zusammengeschossen oder ohne einen Kratzer davongekommen sind. Der äußerste Zipfel Ostslawoniens wurde bereits im Sommer 1991 von der serbischen Armee besetzt.

In Vukovar ist kein Haus heil geblieben. Die Ruinen ragen aus dem Boden hervor, von den Hochhäusern sind Stahlkonstruktionen übriggeblieben, und Reste der Stiegehäuser, die von Stiegen und Mietern frei, in den Himmel ragen. Im Inneren der Stiegehäuser wohnt das Unkraut, die Kletterpflanzen folgen ebenso bereitwillig wie elegant dem Schwung der Pfeiler. Hier und da stehen vor ihren Häusern Menschen und unterhalten sich, die Stadt ist halb leer, in den Lebensmittelgeschäften ein paar Leute, vor den Wirtshäusern sind ein Auto und zwei bis drei angelehnte Fahrräder zu sehen, mehr nicht, kein Trubel, kein Kinderzitschern, ab und zu eine kleine Schulkindergruppe, ältere Frauen in Schwarz an den Bushaltestellen, alles mit Stille zugedeckt.

Die Bundesstraße führt an riesigen Ackerplatten und Wein-gärten vorbei, ab und zu erstrahlt der Blick auf die glitzernde Donau, zu schnell wird sie von Wäldchen und Hainen wieder zugedeckt, der Weizen ist vom Regenguß auf den Boden niedergedrückt, drei oder vier Autos und ein Traktor fahren vorbei. Diese Gegend ist zu fruchtbar und zu schön, um bedrohlich zu sein, wahrscheinlich deshalb ist sie einer Gefahr nach der anderen schutzlos ausgesetzt. In Ilok angekommen, dem Zielort des Ausflugs, der östlichsten Stadt Kroatiens, kann man lange durch die Straßen schlendern, ohne einen Menschen anzutreffen. Als uns eine Gruppe Jugendlicher auf dem Heimweg von der Schule begegnet, leben die Tagungsteilnehmer auf, schauen den Jugendlichen mit ihren Schulranzen lange nach und lauschen ihrem Gespräch.

Nach einigem hin und her findet die Gruppe das Bürgermeisterhaus. Am schwarzen Brett wirbt eine Hausfrau um Doboschorten, die sie aus eigenen oder mitgebrachten Zutaten kostengünstig backe. Die Gruppe wird vom stellvertretenden Oberbürgermeister herzlich empfangen, sein Chef sei im Augenblick verhindert, er führe sondierende Gespräche mit slowenischen Geschäftsleuten, die sich in das Wein- und Holzgeschäft einbringen wollen, in zwei Stunden wird eine österreichische Delegation erwartet, es scheint aufwärts zu gehen. Er sei von Beruf Lehrer, sagt der Stellvertreter, die politische Funktion übe er ehrenamtlich aus, in Ilok haben alle mindestens einen Doppelberuf. So auch unser Begleiter durch Ilok, er sei mit der UNPROFOR im Zuge der ruhigen Reintegration in die Stadt zurückgekehrt, vorher war er im Exil, sagte Mato, der gute Geist des Ortes, ein Archäologe, der aber genauso gut Bescheid über den Weinanbau und den hiesigen Weinkeller weiß. Auf den hiesigen Weinkeller sind alle gespannt, also wird er als erster begangen. Die Besatzungsmacht habe in den alten Weinfässern Schnaps gebrannt, nachdem der Schnaps fast ausgetrunken wurde, schossen die Soldaten auf die Fässer. Für einen guten Strahl hat auch wenig Schnaps gereicht, aber die alten Fässer sind alle restlos vernichtet.

Der Führung folgt die Weinprobe, wir lösen an dem langen Eichentisch eine Gruppe Studenten ab, die Kühle des Raumes tut gut, obwohl es draußen fast noch kühler ist, eine gewisse Gier stellt sich ein, alle kosten die Weine, fast jedes Glas ist zu gut gefüllt für eine Probe. Frauen stehen den Männern in Trink-lust nicht nach. Traminer, Riesling, Silvaner und Chardonnay werden getrunken und von den Ausflüglern für hervorragend befunden, die Weinseligkeit bleibt jedoch aus. Dann führt uns der Archäologe ins Stadtmuseum, dessen Bestand neu sortiert wird. Auf der Anhöhe vor dem Museum eröffnet sich ein unvergleichlicher Blick auf die Donauauen, direkt vor dem Museum finden wir eine Gruppe auswärtiger Archäologen, in ihre Ausgrabungen vertieft. Ilok war eine bedeutende römische Siedlung, der Archäologe erklärt uns dann die Museumsexponate, plötzlich steht er inmitten eines erst neulich entdeckten Renaissancefensters, links und rechts von ihm überkreuzte türkische Säbel, selbstverständlich von den Türken übriggeblieben, ebenso wie das Grab eines türkischen Adligen und ein rituelles Bad neben dem Museum. Ein Tagungsteilnehmer, Slavistikprofessor, der aus Ilok stammt, hat das gesamte Möbeldepot seiner Familie dem Museum vermacht, also darf er sich jetzt auf den eigenen Biedermeiersessel setzen.

Schließlich wird die Franziskanerkirche besichtigt, trotzig schön auf einer Anhöhe, berühmt für den alten Bücherbestand. Einige der Ausflügler studieren mit Inbrunst die Altarbilder und den silbernen Sarg des Schutzheiligen der Kirche, des italienischen Mönchs Ivan von Kapistran, während andere auf dem Kirchplatz bleiben und den Blick auf die Donauauen und den Klostergarten genießen. Inzwischen hat es aufgehört zu regnen.

Trümmerwelten in Ostslawonien

Der Weg vom Kloster zum Restaurant ist ein kurzer, es wird nachher lang und üppig gespeist, die Tische sind zusammengeschlossen und weiß gedeckt, die lange Tafel ist fast die eines Hochzeitsmahls, es bilden sich – wie im Bus – feste Altersgruppen. Die ganz Jungen lachen und besprechen frohen Mutes ihre Projekte, private wie fachliche, auch am mittleren und älteren Tisch stellt sich langsam, nach noch mehr Traminer und Silvaner, Stimmung ein, keine Fröhlichkeit. Die feurig scharfe Fischsuppe wird in gußeisernen Kesseln auf den Tisch getragen, auch nach einer halben Stunde kühlt sie nicht ab, in der Suppe allerlei Donaufisch, Wels, Hecht, Stör und Karpfen, dann alle Fischarten nochmals in zweifacher Zubereitungsart variiert, geräuchert und wahlweise paniert oder gebraten. Zur Fischsuppe werden hausgemachte Nudeln gereicht und Weißbrot natürlich, zum Fisch dreierlei Beilagen und Salate. Die Gäste langen nach dem frischen Krautsalat, der besonders dünn geschnitten ist, was man zu Hause kaum schafft. Für die Nichtfischesser, die es in der Runde gar nicht gibt, werden noch die sogenannten Iloker Cevapcici auf den Tisch getragen, ein exzellentes Schweinefleischgericht mit schwerer Sauce, das von den Fischessern nach Stör und Wels dann doch noch als gelungener Kontrapunkt zelebriert wird. Die Fischsuppe samt Kesseln wird von den Tischen weggetragen, es stellt sich dann heraus, daß drei Gäste von der Delikatesse nicht genug hatten, also kommt der Kessel zum zweiten Mal auf den Tisch.

Gleichzeitig werden Traminer und Silvaner nachgeschenkt und Mehlspeis aufgetragen, Mohn- und Nußstrudel, ofenfrisch. Der Oberbürgermeister und sein Vertreter schauen vorbei, die Österreicher seien inzwischen abgezogen, jetzt müssen sich die beiden um kommunale Angelegenheiten kümmern.

Der Chauffeur des Luxusbusses will nicht mitessen, er habe zwischendurch in den Pausen überall ge-nascht, also verzichte er lieber, da er ohnehin kein großer Fischliebhaber sei. Ein Ausflugssteilnehmer akzeptiert das nicht, er begibt sich zweimal an die Theke und versucht, den Mann zum Mitessen zu überreden. Der Angesprochene wehrt sich, gestikuliert, will und will nicht. Dann stellt sich heraus, daß der Tagungsteilnehmer nicht den Chauffeur, sondern einen fremden Mann erwisch hat, einen Einheimischen, Heimkehrer mit langjähriger Exilerfahrung wie alle hier, sein Haus wird gerade aufgebaut, der in aller Ruhe sein Bier trinkt, ein paar Zigaretten raucht und ungern spricht.

Auf der Rückfahrt hält der Bus nach zehn Kilometern Fahrt in Saregrad an. Die Bunte Stadt, so die Übersetzung, strahlt Frieden und Ruhe aus, genauso wie Ilok, nur Vukovar ist heillos verwundet. Die Straßen im Ort sind sauber gefegt, neben den zusammengeschossenen Häusern stehen entweder fertige Einheitshäuser mit rotem Ziegeldach oder beachtliche Stapel des Baumaterials. Es ist fast ein Dorf, jeder kennt jeden, die Menschen bleiben stehen in ihren Gärten und grüßen uns, Behagen breitet sich aus. Über die Donau hat sich zur frühen Abendstunde schon der bläuliche Dunstschleier gelegt, es gebe nichts Schöneres als ungestört am Ufer zu sitzen, sagt ein Teilnehmer und eilt angesichts der lauten Gruppe in den Bus zurück.

Ins laute Treiben des Straßenverkehrs in Osijek zurückgekehrt, nimmt sich das Hupen, Schreien, Bremsenquietschen erfreulich aus, die Gruppe löst sich an der nächsten Kreuzung auf. Die Ausflugssteilnehmer machen den Eindruck, als sei von ihnen eine schöne Last abgefallen.

Zittau leuchtet, Dresden strahlt, Halbdunkel in Halle

Eine sentimentale Reise an Saale, Elbe, Neiße.

-Von Frank Hoffmann

Schmidt-Rottluff in Leipzig, Mattheuer in Chemnitz, die Brücke in Halle, Impressionisten in Apolda, Hasenpflug in Halberstadt, Otto Mueller in Schwerin ... - der kunst- und kultur-geschichtliche Ausstellungsmarathon zwischen Elbe und Oder macht die Entscheidung schwer, wo in diesen Sommerwochen dem ostdeutschen Kulturleuchten auf die Idealspur zu kommen ist. Paul Raabes symbolträchtiges Blaubuch lenkt freilich jeden, der sich auf diese Suche begibt, mit Macht nach Halle. Da mag mancher Spötter an den alten Witz erinnern, das Schönste hier sei der Bahnhof, weil man von ihm aus Halle so rasch verlassen könne. Im Gegenteil: Gleich drei von 20 Leuchttürmen hat Paul Raabe in der Saalestadt ausgemacht und dabei - frei nach Goethe: nur die Lumpe sind bescheiden - auch gleich sein eigenes Werk, die neu aufgeblühten Franckeschen Stiftungen, mit auf diesen Rang promoviert, neben dem Händelhaus und den Kunstsammlungen der Moritzburg.

Aber erst einmal müssen wir in die Stadt hinein. Leider sind, entgegen dem eben verkündeten Motto, Halles Bahnhof und seine Umgebung alles andere als schön, denn hier wird gerade (eigentlich schon seit einigen Jahren) alles um-gebaut, das Unterste nach oben gekehrt. Auf dem Weg ins Zentrum muß man ein in DDR-Zeiten allzu metropolenhaft für die Bezirksstadt aufgeputztes Plattenbautentree und den Ribbeck-platz überwinden, was für den Fußgänger - ein schönes Stück deutsch-deutscher Gemeinsamkeit - im Sinne der autogerechten Stadt mit langen Tunnelmärschen verbunden ist. Endlich in der Leipziger Straße angekommen, stockt der Atem über die Häßlichkeit dieses „Boulevards“, der seine Gäste im oberen Abschnitt mit Ramsch- und Billigläden begrüßt. Doch ab dem Leipziger Turm wandelt sich das Bild, und man entdeckt an der propren Fußgängerzone gründerzeitliche Fassaden, in die sich auch das eine oder andere Bauwerk älterer Epochen mischt. Vor allem aber führt diese Straße wirklich an ein Ziel, denn Halle hat, was andere gerne hätten, eine richtige Mitte: den Marktplatz mit Rotem Turm, Stadthaus, Händeldenkmal und der türmereichen Marktkirche. Hier scheinen alle Wege der Stadt zusammenzulaufen, Straßenbahnen quietschen, Passanten hetzen, an Marktbuden wird ge-feilscht, Obst, Gemüse, Milch, Käse, Kleider werden gehandelt, und man begreift sogleich die Kraft der Ökonomie, Menschen zusammenzuführen. Die Große Ulrichstraße setzt dieses Bild fort, nicht mehr als Fußgängerbereich, aber mit großen Warenhäusern, diversifiziertem Einzelhandel und einer breiten gastronomischen Angebotspalette.

Aber, wehe, wehe, wenn man seine Schritte vom Wege lenkt. Da kann es ganz schnell passieren, und man glaubt sich in einer anderen Welt. Kaum 100 Meter von dem volkreichen Marktplatz, in Richtung Schülershof etwa, gähnen öde Wohnquartiere mit grünlichen Plasteverkleidungen an den Balkonen als wäre man irgendwo in der grauen Vorstadt von 1988. Wieder ein paar Meter weiter, zwischen Hallmarkt, Residenz und Mühlgasse, beherrschen trostlose Sanierungsfälle und Bauruinen das Blickfeld. Erbarmungswürdig steht der Dom Albrechts von Brandenburg in dieser Umgebung. Von außen halbwegs ordentlich restauriert, schreien im Innern dieses einzigartigen Renaissancebauwerks unter den hohen Stiftskirchen Deutschlands die Steine um Mitleid. Weiter nördlich verharrt die Moritzburg in ihrem alten, halbruinösen Zustand, bleiben viele und berühmte Räume wie das Hallorenzimmer für den Besucher gesperrt, und nur die reiche Expressionistensammlung, zur Zeit ergänzt um die Brücke-Sammlung Hermann Gerlinger, begründen Paul Raabes Einstufung als nationalen Kulturleuchtturm.

Auch oberhalb der Ulrichstraße finden sich Leerstände und Abbruchhäuser, aber mit dem frisch renovierten Neuen Theater und dem eindrucksvoll kühlen Neubau des Juristischen Instituts ist ein eleganter und moderner Weg zum altherwürdigen Universitätsplatz mit dem Löwengebäude in seiner Mitte gebahnt. Hier findet in diesem Sommer die Landesausstellung Sachsen-Anhalts statt, aus Anlaß der 500. Wiederkehr der Gründung der Wittenberger

Universität. Halle selbst hatte bereits 1994 seinen 300. Geburtstag feiern können; da die beiden hohen Schulen seit 1817 auf preußischen Befehl freilich vereinigt sind, hat man das Jubiläum der älteren der beiden Universitäten zum großen Jubeljahr gewählt, wie uns schon 1997 vom Universitätskurator erklärt wurde, als das Institut für Deutschlandforschung mit etwa 30 Studierenden, Professoren und Mitarbeitern Halle erkundete. Damals werkten im Löwengebäude noch eifrig die Bauleute, so daß wir nur einen Blick in das Treppenhaus werfen konnten.

Nun strahlt und funkelt hier alles in klassizistischer Pracht. Fast das ganze Haupthaus der Uni dient der Ausstellung mit

drei vollen Etagen und 14 Raumgruppen, nach je eigenen Kriterien eingerichtete Abteilungen, die einen thematischen Aspekt der Universitätsgeschichte mit den drei Schwerpunkten „Wissenschaft und Forschung“, „Universität, Politik und Gesellschaft“ sowie „Studenten, Professoren und Öffentlichkeit“ beleuchten. Da geht es um den „Mut zum Wissen“ und um „Theoria cum praxi“, um „reine und angewandte Wissenschaft“, landesherrliche Hochschulpolitik in der Frühneuzeit und die Politisierung der Universität im 20. Jahrhundert, um „Life sciences“ und „Vita academica“, aber auch ein historischer Hörsaal wird gezeigt, das Kupferstichkabinett geöffnet und die regionale Verankerung der Universitäten erörtert. Schon die genannten Raumüberschriften verdeutlichen den Charakter der Ausstellung, die wie Halle selbst einen disparaten Eindruck hinterläßt. Sie wiederholt das in der Stadt erlebte Muster unorganischer Entfaltung von Reichtum und Ärmlichkeit, Linie und Konfusion. Nicht einmal die Raum- und Objektbeschriftungen schaffen Kontinuität, sondern wechseln zum Teil ab in Design und Anlage. Allein der durchweg beherrschende, bildende Anspruch dieser Texte, teils mit einem etwas aufdringlichen Zeigefinger oder mit - nicht erkennbar aufgelösten - Rätselfragen und der strenge Verzicht auf jede illustrative Inszenierung von Objekten zu kulturellen oder historischen Arrangements halten alles zusammen. Entscheidend dürfte aber der Verzicht auf Chronologie sein. In fast jeder Raumgruppe ist also eine Facette der Universitätsgeschichte neu durch mehrere Jahrhunderte zu verfolgen. Das befreit von den neuerdings so unbeliebten „großen Erzählungen“, den Paradigmen von Fortschritt und Revolution, schafft eine kulturwissenschaftliche Beliebigkeit und Buntheit der Argumentation. Natürlich überwiegen aber die Nachteile: Nicht nur, daß die Merkposten fehlen, man muß sich dennoch mit manchen Aspekten immer neu beschäftigen. So taucht die Baugeschichte der Universitäten an mindestens drei Stellen in prominenten Zusammenhängen (Kunst, Politik, Stadtentwicklung) auf. Natürlich ist auch auf so etwas verzichtet worden wie eine „hall of fame“, in der herausragende Wissenschaftler Wittenbergs und Halles - von Luther bis Viktor Klemperer - gewürdigt werden. Ja, die Bescheidenheit geht so weit, daß die Porträts der großen Gestalten aus Halles Gründerjahren - Thomasius, Wolff, Baumgarten, Francke - in die vier Ecken eines Hinterraums verbannt sind, von einer mächtigen Vitrine halb verdeckt und so gehängt, daß man den Blick nicht von einem zum anderen großen Gesicht schweifen lassen kann. Dabei sind dies doch Namen, die Halle - ähnlich wie zwei Jahrhunderte zuvor Wittenberg dank Luther und Melanchton - in die erste Liga der deutschen Universitäten katapultierten. Aber nein, Bedeutsames und Berühmtes, Merkwürdiges und Zweifelhafte finden sich gleich um die Ecke: Gallsche Schädellehre, Nierenpräparate und Schriften zur Hexenverfolgung.

Doch hüten wir uns vor einem allzu raschen Urteil, Halle ist noch nicht so weit, verharrt ein wenig noch im Übergang, läßt Wunden offen, die die Geschichte schlug. Und auch der Verzicht auf eine Jubelgeschichte der Universität wirkt im Grunde sympathisch. Immerhin hat der runde Geburtstag zu einer reichen wissenschaftlichen Ausbeute beigetragen, wie der Katalog und andere dickleibige Begleitpublikationen belegen. Mag Halles Leuchten mitunter im Halbdunkel verborgen sein, so ist dies angesichts des reichen Fundus dieser Stadt gewiß das Morgendämmern einer guten Zeit.

Anderswo ist sie freilich schon angebrochen, zum Beispiel in dem Städtchen Zittau, eine halbe Tagesreise mit der Bahn von Halle entfernt, durch das ganze schöne Sachsenland hindurch, und fast schon in einer anderen Welt. Denn hier begrüßt uns ein frisch renovierter, leuchtend weißer Bahnhof, und auch fast alle anderen öffentlichen und privaten Gebäude sind in gutem Zustand, angefangen an den Ringstraßen mit ihren Grünanlagen und öffentlichen Gebäuden, prächtigen alten Schulen, dem Theater, Post und Polizei in schönen Bauten aus dem 19. Jahrhundert und vielen Bürgervillen. Auch im Stadtkern sind die meisten Straßenzüge gut restauriert, unterhalb der Neustadt findet sich, etwa in der Albertstraße, aber auch hier Sanierungsbedarf.

Es war das Leuchten der hellen Fassaden an dem von Schinkel mitkonzipierten Rathaus, an der Johanniskirche und rund um den Markt, das bei einem Kurzbesuch mit dem Institut im letzten Jahr den Wunsch zu einem längeren Besuch in Zittau erweckt hatte. Nun gab ein aktuelles Ausstellungsprojekt den letzten nötigen Anstoß für eine neuerliche Reise in die Oberlausitz. Im deutsch-polnisch-tschechischen Dreiländereck sucht man die Zukunft einer europäischen Gemeinsamkeit von Lausitz, Schlesien und Böhmen in der Geschichte, in der Zeit, als diese drei Regionen schon einmal vereint waren und als Teil des Habsburgischen Weltreichs zum Zentrum Europas gehörten. Welt - Macht - Geist: Das Haus Habsburg und die Oberlausitz 1526 - 1635 heißt die elegant aufgebaute und klug komponierte Ausstellung im Zittauer Franziskanerkloster, die mit Exponaten aus den Schatzkammern Wiens, Prags und Budapests reich bestückt ist. Aus der tschechischen Hauptstadt wurden mit Reichsapfel und Zepter sogar zwei böhmische Krönungsinsignien nach Zittau ausgeliehen, deren Entstehung neueste Forschungen ausdrücklich in die Zeit Ferdinands I. (rechts mit seiner Gattin abgebildet) weisen, des ersten Habsburger Herrschers in der Oberlausitz.

Aber auch einheimische Objekte, allen voran das in Zittau seit 1811 nachweisbare Diptychon „Kaiser Maximilian I. als Lebender und Toter“ eines unbekanntenen Monogrammistens von 1520, bezeugen die kulturelle und geistige Verbundenheit der Region mit dem Ausgreifen Habsburgs zur führenden Macht Europas. Veranschaulicht wird dies in drei Abteilungen: Der Erwerb der Oberlausitz durch die Habsburger und ihre Behauptung im Laufe des 16.

Jahrhunderts, die Entwicklungen bis zu ihrer Abtretung an Sachsen im Prager Friedensvertrag von 1635, der als Original aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv höchstselbst vertreten ist, schließlich eine Etage mit Raritätenkabinetten, die höfische und bürgerliche Sammlungskultur des 16. und 17. Jahrhunderts veranschaulichen.

Es wird in der Ausstellung rasch deutlich, wie sehr die Region in die großen historischen Entscheidungen zwischen Reformation und Krieg hineingezogen wurde, wie sehr sich aber auch humanistische Gelehrsamkeit, Renaissancekultur und bürgerlicher Kaufmannsgeist hier allen Fährnissen zum Trotz, etwa dem Pönfall von 1547, zu behaupten wußten. Damals verloren die im Sechsstädtebund vereinten Oberlausitzer Hauptorte Görlitz, Zittau, Bautzen, Löbau, Kamenz und Lauban vorübergehend alle - fast einer Reichsstadt entsprechenden - Privilegien, weil sie sich im Schmalkaldischen Krieg auf die falsche, die protestantische Seite und so gegen den Kaiser und Landesherrn gestellt hatten.

Früh praktizierten die Oberlausitzer eine Vor-form religiöser Toleranz; zumal die sorbische Bevölkerung rund um Bautzen und ein Teil der dortigen Stiftsherren hielt am alten Bekenntnis fest. In der Ausstellung wird das augenfällig gemacht in der Gegenüberstellung von Zeugnissen des lutherischen und des katholischen Kults aus der Region, mit dem Kleinen Zittauer Fastentuch von 1573 als Bindeglied in der Mitte, denn die Protestanten bewahrten bis ins 17. Jahrhundert den altgläubigen Brauch, in der Passionszeit den Blick auf den Altar zu verhüllen. Zittau verdankt dieser Praxis seinen wahrscheinlich größten Schatz. Denn neben dem in der Ausstellung gezeigten Kleinen Fastentuch bewahrt seit 1999 die Heilig-Kreuz-Kirche das noch gut 100 Jahre ältere Große Zittauer Fastentuch, das über 100 Quadratmeter mißt und in 90 Feldern die biblische Geschichte erzählt.

Das in Zittau von den Franziskanern für die Hauptkirche St. Johannis hergestellte Tuch war im 18. Jahrhundert in Vergessenheit geraten, hatte aber die Zerstörung der Stadt im Sieben-jährigen Krieg, dem auch die Johanniskirche zum Opfer gefallen war, gut überstanden und war im 19. Jahrhundert wiederentdeckt worden. Im Zweiten Weltkrieg wurde das kostbare Stück auf den Oybin, Zittaus „Hausberg“ und wichtigstes Ausflugsziel, ausgelagert, um es vor Kriegseinwirkungen zu schützen. Aber gerade dort, auf der idyllischen Kloster- und Burgruine, die durch Caspar David Friedrich berühmt geworden ist, ereilte das Fastentuch ein trauriges Schicksal. Russische Soldaten fanden es, zerteilten das Tuch und kleideten mit einigen Bahnen für ein paar Wochen eine Badestube aus! Danach, von einem Bauern in der Gegend gefunden, wurde das in breiten Partien scheinbar unrettbar zerstörte Objekt unter Verschuß gehalten, und um der „sozialistischen Bruderliebe“ willen wurde auch nicht viel Aufhebens um den Verlust gemacht.

Erst nach der Wende war mit Hilfe einer Schweizer Stiftung eine Restaurierung möglich, wobei man die Einzelteile kunstvoll wieder zusammensetzte, die beschädigten Farben aber unbearbeitet ließ, damit ihr Originalbefund, der im unteren Teil noch heute kräftig und bunt leuchtende Bilder zeigt, erhalten blieb (s. Abb. rechts). Fördervoraussetzung für die Stiftung war, daß eine dauerhafte und konservatorisch einwandfreie öffentliche Präsentation des Objekts in Zittau selbst gewährleistet war. Eine erhebliche Herausforderung für die kleine Stadt, die mit kaum 30.000 Einwohnern nicht nur bereits zwei Museen, ein Theater, eine große Stadtbibliothek (mit über 120.000 Bänden) sowie einen beliebten und in der Region einzigartigen Tierpark zu finanzieren hat. Aber es eröffnete zugleich eine große Chance für Zittau, und die Medienresonanz auf die Präsentation des in Deutschland sowohl in Größe als auch im Erhaltungszustand und in der interkonfessionellen Nutzung singulären Objekts fiel überaus positiv aus. Und auch die Zittauer identifizieren sich mit ihrem Kleinod, für das die halb aufgegebene gotische Heilig-Kreuz-Kirche mit ihrem wunderbar romantischen alten Kirchhof als eine würdige Aufbewahrungsstätte gefunden wurde. Zittau bleibt also auch nach der großen Habsburg-Schau eine Reise wert und wird sich als eine kleine Kulturmetropole gegenüber den größeren Nachbarn Bautzen und Görlitz behaupten können. Hinzu kommt die schöne landschaftliche Situation, denn mit der dampfbetriebenen Bimmelbahn ist man in einer halben Stunde in den Kurorten Jonsdorf und Oybin, den Zentren des nur gute 50 Quadratkilometer großen „Zittauer Gebirges“, dessen höchste Gipfel fast an die 800-Meter-Grenze heranreichen.

Es ist also eine rechte Miniaturlandschaft, aber eine wirklich liebenswerte, und auch die Dörfer nördlich Zittaus mit ihren Umgebendehäusern, Kirchen, sanften Hügeln und Wäldern verdienen wieder mehr touristische Aufmerksamkeit, als ihnen in den Jahren nach 1990 geschenkt wurde. So viel gäbe es hier zu entdecken. Die pietistische Brüdergemeinde Herrnhut mit ihrer schlichten, aber nahezu vollständig erhaltenen Barockanlage von Bethaus, Spital, Missionsschulen und Museen hätte Paul Raabe, unser unverzichtbarer Cicerone bei der Bewertung ostdeutscher Kulturschätze, beinahe mit dem Prädikat „Leuchtturm“ geadelt.

Während der strenge Professor Zittau leider nicht einmal besucht hat, sind Bautzen und Görlitz bei ihm zwar genannt, in der Endausscheidung aber doch herausgefallen. Wir haben die beiden zauberhaften Städte schon früher einmal in IDF-PUBLIK gewürdigt, so daß wir an dieser Stelle nur unsere sentimental Gefühle beim neuerlichen Besuch eingestehen müssen. So schrecklich viel hat sich freilich nicht getan. In Görlitz ist das untere Drittel der vom prächtig wieder hergestellten Hauptbahnhof zur Stadtmitte führenden Berliner Straße nach wie vor schwerer Sanierungsfall mit vielen Leerständen, während Bautzen immer schon leuchtete.

Natürlich, in diesem Jahr, in dem das 1000jährige Stadtjubiläum gefeiert wird, hat man sich noch ein wenig mehr Glanz und Strahlen erwartet, schließlich zählte seit mehreren Jahren eine Tagesuhr am Bautzener Rathaus die Zeit bis zum Anbruch des Jubeljahrs. So ganz genau haben allerdings wohl nicht alle auf diesen Termin geachtet, denn die für den 13. Juli geplante Neueröffnung des Sorbischen Museums auf der Ortenburg, wichtiges Glied der mehrteiligen Ausstellungskette „Zwischen den Zeiten“, wurde in den Herbst verschoben. Immerhin kann auf der

Burg endlich der prächtige Stucksaal angeschaut werden. Wichtigste Neuerung der Stadt ist so das pünktlich fertiggestellte Kornmarkt-Zentrum in unmittelbarer Altstadtnähe. Das ist zwar üppig dimensioniert, steht aber dem kleinen Oberzentrum Bautzen gut zu Gesicht und wird Kaufkraft in der Stadtmitte binden.

Am Ende unserer Reise müssen wir nun freilich einer Stadt Abbitte tun, die wir seit Bestehen dieses Nachrichtenblättchens sträflich vernachlässigt haben in unserer - natürlich ungebrochenen und immer weiter blühenden (vgl. S. 3ff.) - Liebe zu Leipzig. Ja, ich gestehe es, ich war in Dresden und fand es wunderbar.

Vielleicht lag es ja daran, daß diesmal der Weg in die Stadt nicht über die etwas pompös gestaltete Prager Straße vom Hauptbahnhof aus, sondern gleichsam durch den Hintereingang gesucht wurde. Zwischen Neustädter Bahnhof und Augustusbrücke ist an Königsstraße, Hauptstraße und den kleinen Gäßchen rund um die Dreikönigskirche in den letzten Jahren ein hochattraktives Viertel mit kleinteiliger Bebauung zwischen Barock und Biedermeier neu herausgeputzt worden, in dem man sich sofort wohlfühlt. In dem reizenden Museum zur Dresdner Frühromantik, dem Kugelgen-Haus, wo Goethe und Carl Maria von Weber zu Gast waren, glaubt man sich um 200 Jahre zurückversetzt (bei der Lektüre einiger Raum- und Objektbeschriftungen im DDR-Jargon indessen auch nur um etwa 20 Jahre).

Natürlich drängt alles zur Elbe. Die Kuppel der wieder entstehenden Frauenkirche, noch eingerüstet zwar und im Innern Großbaustelle, lugt schon wieder mächtig hervor aus der berühmten Skyline zwischen Albertinum, Hofkirche, Rathaus, Kreuzkirche, Schloß, Oper und Zwinger. An den Rändern hat dieses weltberühmte Stadtpanorama aber auch ganz modernen Zuwachs bekommen. Der gläserne Sächsische Landtag im Norden, im Süden die von den Dresdnern noch gar nicht beliebte neue Synagoge, ein langgestrecktes, sandgraues Meisterwerk, hermetisch verschlossen und zudem gut bewacht. Soeben als bester Neubau Europas im Jahre 2001 mit dem World Architecture Award ausgezeichnet, ist es schon jetzt eine neue Attraktion der Stadt, wie auch die Gläserne Manufaktur in der Nähe des Großen Gartens, wo Volkswagen vor aller Augen sein neues Luxusauto baut.

Vorerst freilich bleibt die Frauenkirche die wichtigste Baustelle in der Stadt. Aber sie ist zugleich schon ein wichtiger Teil urbaner Lebenswelt. Der sonntägliche Abendgottesdienst ist erstaunlich gut gefüllt, und die Gemeinde bilden keineswegs nur neugierige Touristen, die einen Blick in die bereits seit einigen Jahren genutzte Unterkirche werfen wollen, sondern viele Dresdner, die sich zu Ende der sächsischen Schulferien wiedertreffen, wie man an vielen Begrüßungen und Gesprächen merkt.

Gleich nebenan wächst und gedeiht die Rekonstruktion der Residenz. Schon jetzt sind auch Innenbesichtigungen möglich, der Aufstieg zum Hausmannsturm verspricht einen prächtigen Rundblick auf die Stadt, und mit einer Sonderausstellung über den Hofmaler Augusts des Starken, Johann Alexander Thiele, ist eine echte Wiederentdeckung gelungen. Thieles sächsische Ansichten eignen sich gerade zum Abschluß einer kleinen Sachsenreise, denn hier tauchen wieder all die idyllischen Landschaften auf zwischen Oberlausitz und Elbsandsteingebirge, Erzgebirge und dem seinerzeit kursächsischen Saaletal, ein wahres Panorama des augusteischen Zeitalters, das in Sachsen wieder blüht.

Bleibt also nichts zu meckern in Elbflorenz? Also, wer sich unbedingt ein wenig ärgern möchte, kann ja ins Stadtmuseum gehen, in die historischen Sammlungen der Stadt, die im wunderschönen Landhaus, ehemals Sitz der Stände und des sächsischen Landtags, untergebracht sind. Vor allem die älteren Abteilungen sind hier noch recht wenig entstaubt vom Sprachmief der DDR, etwa bei Zeitangaben à la „v. u. Z.“ statt „v. Chr.“, und auch Ulbrichts Befehl, um des höheren Zwecks sozialistischer Stadtplanung die im Krieg nur leicht beschädigte Sophienkirche abzureißen, der das Museum übrigens wertvolle Grabfunde verdankt, wird verschwiegen. Und das ausgerechnet in dem neuen Bundesland, wo seit zwölf Jahren eine christlich-demokratische Partei, gestützt auf die absolute Stimmenmehrheit der Bevölkerung, regiert. Vielleicht ist ja doch nicht alles Gold, was glänzt?

Praktische Hinweise:

Emporium. 500 Jahre Universität Halle-Wittenberg. Landesausstellung Sachsen-Anhalt 2002. 23. April bis 30. September 2002 in Halle, Hauptgebäude der Universität, Di-Fr 9-17 Uhr, Sa-So 11-19 Uhr.

Aufbruch zu neuen Ufern. Aus der Sammlung Hermann Gerlinger. Staatliche Galerie Moritzburg Halle. 6. Juli bis 15. September 2002, Di 11-20.30 Uhr, Mi-So 10-18 Uhr.

Welt - Macht - Geist. Das Haus Habsburg und die Oberlausitz 1526-1635. Städtische Museen Zittau, Franziskanerkloster, 4. Mai bis 3. November 2002, täglich 10-18 Uhr.

Museum Kirche zum Heiligen Kreuz - Großes Zittauer Fastentuch 1472. Zittau, täglich außer Mo 10-17 Uhr. Führungen meist stündlich.

Zwischen den Zeiten. 1000 Jahre Bautzen. Eine Ausstellungsreihe der Domschatzkammer, des Sorbischen Museums, des Stadtmuseums, der Gedenkstätte Bautzen, der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs. Die meisten

Sonderausstellungen sind bis zum 3. September geöffnet; die Neueröffnung des Sorbischen Museums erfolgt erst im Oktober. Genaue Informationen hält das Bautzener Stadtmuseum bereit: Tel. 03591/4985-0.

Museum zur Dresdner Frühromantik im Kugelgen-Haus. Dresden-Neustadt, Mi-So 10-18 Uhr.

Die schönsten Ansichten aus Sachsen. Johann Alexander Thiele 1685-1752. Staatliche Kunst-sammlungen Dresden, Ausstellung im Georgenbau des Dresdener Schlosses. 27. April bis 27. Oktober 2002, täglich außer Mo 10-18 Uhr.

Hinweis: Sehr empfehlenswert ist die nur in den Museen verkaufte Tageskarte der Staatlichen Kunstsammlungen für 6,10 EUR (inkludiert auch Sonderausstellungen und „rentiert“ sich bereits beim Besuch von Schloß und Grünem Gewölbe oder von „Alten Meistern“ und „Neuen Meistern“).

Stadtmuseum Dresden im Landhaus, täglich außer Fr 10-18 Uhr. Die Tageskarte der Staatlichen Kunstsammlungen (s. o.) gilt hier allerdings nicht.

Balkan–Psycho

Folge II des unveröffentlichten Romans

von Mirjana Stancic

Was bisher geschah:

Dirk Becker, ein junger Diplomat aus dem Berliner Auswärtigen Amt, wird infolge einer Intrige als Spezialbeauftragter auf den Balkan entsandt, wo er mit einer völlig neuen Welt konfrontiert wird, die ihn in eine zutiefst psychotische Phase versetzt. Die Erinnerung seiner neuen Mitmenschen an Krieg, Gewalt, Massenvergewaltigungen und Zerstörungen aller lebensweltlichen Ordnungen bewirkt bei dem etwas naiven, aber unverbildeten Deutschen eine Mischung aus Faszination und Ekel, die sich in fortlaufenden Phantasieschüben Raum bricht.

Besuch bei Ivan

Nachdem er ihn vor Ivans Haus in Novo Sarajevo gebracht hatte, entließ Dirk den Fahrer ins Wochenende. Er durfte den Genscher bis sechzehn Uhr behalten, ob er mit seiner Freundin noch eine Spritztour durch die Stadt machen würde oder gar Schmuggelware zu irgendeinem Verteiler befördern, interessierte Dirk nicht. Stefan hat ihm nahegelegt, den Fahrer an kurzer Leine zu halten, da er dienstlich und privat nicht recht auseinanderhalten konnte, so Stefan, aber der Junge gefiel Dirk, er hatte eine entwaffnende Art, wie er sich jeden Morgen nach der Gesundheit seiner Familie in Deutschland erkundigte. Er wollte nach Hause mit dem Taxi fahren.

Die Front und die linke Flanke des Hochhauses bestand aus Einschußlöchern, die den dunklen Verputz völlig verschwinden ließen. Dirk ging einmal um das Haus herum, am Hintereingang stank es nach Müll, er kam ganz nah an die Hinterwand, berührte die Einschußlöcher einen nach dem anderen, einige fühlten sich von innen glatt an, andere waren rau und kantig, er steckte seine Faust in die größeren Mulden und drehte sie hin und her, als wollte er die Mulde noch vertiefen. Es roch nach Mörtel, Dirk fand es angenehm, er hatte Angst um die helle Leinenhose, die jedoch nichts mitbekommen hat. Die Fenster waren mit den UNHCR-Plastikplanen überspannt, an den Rändern mit dem braunen Klebeband an den Fensterrahmen geklebt, teilweise waren die Fensterlöcher mit dunklen undurchsichtigen Platten verdeckt, so daß man nicht hineinsehen konnte. Dahinter wohnte niemand, dachte Dirk, die früheren Mieter hat es nach Istanbul, Stockholm, nach Deutschland oder nach Zagreb verschlagen, oder es ist eine der besetzten Wohnungen, deren gesetzmäßige Bewohner mit allen Mitteln gehindert werden, wieder einzuziehen. Hunderte solcher Fälle türmten sich auf Dirks Tisch, ohne daß ein einziger bisher zufriedenstellend gelöst werden konnte. Die Rechtslage sei hier eine andere als etwa in Deutschland, meinte Stefan, regen Sie sich nicht auf. Dirk konnte es trotzdem nicht fassen, daß rechtmäßige Eigentümer ihre Wohnungen nicht beziehen durften, selbst wenn sie längere Zeit abwesend waren.

Er schaute nach oben. Das Hochhaus hat die Angriffe gut überstanden, nur das oberste Stockwerk war durch die Granaten schwer beschädigt. Niemand wohnte ganz oben. Vielleicht sollte er doch um rechtlichen Beistand aus Deutschland ansuchen, dies dürfte der Wohnungsfrage auf die Sprünge helfen, überlegte er, nachdem er die Schelle neben Ivans Namen kurz eindrückte und ins Haus eintrat. Es roch nach abgestandener Luft, Kaffee und Tabak. Vor der Tür, die zum Stiegenhaus führte, saßen einige ältere Männer und ein Mann mittleren Alters auf Stockerln. Vier spielten Karten, „Ich passe“, sagte leise der Kahlköpfige, zwei tranken Kaffee, alle rauchten.

Dirk las die englischen Graffiti an der Wand, „Fuck JNA“, „Fuck You, Motherfucker“, dann gleich unterhalb „God where are you?“, „We'll kill all Serbs“.

Er versuchte, sich mit den Männern zu verständigen, sie wußten offensichtlich schon, daß er der Besuch von Ivan war, sein Chef, der Deutsche, der „Boss“, „der Boss“ wiederholte einer der Kartenspieler zweimal, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen. Der Kahlköpfige hob vier Finger einer Hand in die Luft, also wohnte Ivan am vierten Stock, was Dirk ohnehin wußte. Einer der Kartenspieler malte dann noch die Ziffer vier auf das karierte Stück Papier, auf dem die Gruppe die Ergebnisse der Spielpartien notierte. Er sollte sich vorerst zu ihnen setzen, keine Hetze, forderte ihn der Kaffeetrinker auf und drückte Dirk sanft auf einen Stockerl nieder, das dann unter ihm leicht wackelte. „Ich zehn Jahre Deutschland“ stammelte der Mann, „in Mehenglabek“. „Wo bitte“, entgegnete Dirk, da er den Mann nicht verstanden hatte, „möchten Sie es, bitte, wiederholen?“ Der Mann schaute ihn verblüfft an, trank einen Schluck Kaffee, sagte aber nichts. „Wo haben Sie gearbeitet, in welcher Stadt, welchen Beruf haben Sie ausgeübt?“ Dirk wußte, daß der Mann ihn nicht verstand und daß die Frage idiotisch war, er konnte sich aber nicht helfen. Wenn nur Ivan von irgendwo käme. Dirk war eben ein unspontaner Mensch und außerstande, eine Konversation über Belanglosigkeiten mit Unbekannten führen, schließlich ist er kein Berufspolitiker auf der Jagd nach Wählerstimmen, wo bleibt nun Ivan so lange. Die Männer schauten alle in seine Richtung und rauchten, selbst der Jüngste unter ihnen hatte gelbliche Finger. Er hatte nur zwei vordere Zähne, Dirk schätzte ihn auf fünfundvierzig. Von Ivan erfuhr er später, daß er ein Jahr jünger als Dirk war. Ob jemand Englisch spreche, verstehe, fragte Dirk verzweifelt in die Runde, er schwitzte unter seiner Leinenhose, sie kam ihm in diesem verrauchten Eingangsbereich zu hell vor, unverschämt hell im Vergleich zu den dunklen Hosen der Männer, so daß sich Dirk wie ein Schauspieler in einem Stück von Tschchow vorkam. Der verschollene Onkel ist nach weltbildenden Reisen ins heimatliche Dorf zurückgekehrt, alles starrt ihn an und beneidet ihn um seinen weißen Panamahut. Niemand konnte Englisch. Ob er eine Frau habe, fragte plötzlich der ehemalige Gastarbeiter aus Mönchengladbach im gebrochenen Deutsch, nein, er sei nicht verheiratet, antwortete Dirk. „Nix Frau“ vergewisserte sich der Mann und machte zu seinen Kumpanen eine Bemerkung, über die sie ins schallende Lachen ausbrachen. Er wiederholte sie noch zweimal, offensichtlich hat er eine gute Pointe gelandet, hat er ihn etwa einen schwäbischen Schlappschwanz genannt, Dirk vermutete irgendeine sexuelle gefärbte Unanständigkeit hinter dem Gelächter, wahrscheinlich wurde seine Männlichkeit in Frage gestellt. Eigentlich müsse er sich dieser Tortur nicht aussetzen, er tat es aber freiwillig, schließlich ist es ein Teil der Landeskunde, er wollte die Bevölkerung, insbesondere die einfachen Menschen näher kennenlernen. Es ist nicht ihre Schuld, wenn sie etwas rauher auftreten, sie meinen es nicht so, haben außerdem jahrelang unter schlimmsten Bedingungen gelebt. Ob sie ihn für einen Homosexuellen halten, dachte Dirk, zumal Ivan ihn allein eingeladen hatte. Ob diese Leute hier Eigentümerversammlungen abhalten, heute wären sie keinesfalls beschlußfähig, dachte er, während er in die bosnischen Graffiti starrte, die er nicht verstand. Er werde noch morgen mit dem Sprachunterricht anfangen, blöd kam er sich vor, ein mundtoter Idiot, keine Spur der aktiven Völkerverständigung. Er fand es dennoch in Ordnung, daß er der Aufforderung der Männer gefolgt war, das war das wahrhaftige Leben von unten, von dem die Broschüren der EU nicht berichten, er war stolz auf seine Entscheidung. Man lachte die Deutschen ob ihrer politischen Korrektheit aus, sie würden sie überstrapazieren und jedem an die Nase binden, auch wenn es unpassend ist, man macht sich gern über ihren angeblichen Grobianismus lustig, aber alle atmen auf, wenn Deutsche als Mittler und Helfer auftauchen. Auf die Deutschen ist Verlaß, sie zahlen pünktlich, manchmal reagieren sie um eine Idee zu hysterisch. Dirks neue Leinenhose knitterte und zog in der Taille, gerade da müßte sie etwas lockerer sitzen, das gefiel ihm nicht, die Taille und die Hosenfalte mache die Hosenkunst aus, er hat gute Stangenware gekauft, aber doch nur Stangenware, vielleicht sollte er nächstes Mal bei „Thomas-i-Punkt“ in Hamburg vorbeischaauen, die gesamte deutschsprachige Prominenz würde sich dort einkleiden, fünfhundert Mark für eine Hose und aufwärts. Er beneidete die Männer um ihre speckigen dunkelblauen Hosen, die locker saßen, die meisten Männer auf den Straßen von Sarajevo trugen ebenfalls solche blauen, bereits sehr aufgetragenen Hosen, in der Regel waren dies Diensthosen, so Ivan, die die Männer aus Not kurzerhand in Privathosen umfunktionierten. Die wenigen Männer, die keine dunkelblauen Hosen anhatten, trugen Jeans.

Die Tür zum Stiegenhaus ging auf, eine leichte Brise drang von dem Schacht in den verrauchten Eingangsbereich ein, Ivan stand plötzlich in der Tür, er hatte Jeans und ein weißes Hemd an, das Haar im Pferdeschwanz zusammengebunden. „Eee, Ivan“, sagte ein Mann, andere nickten nur, die Kartenspieler hörten mit dem Kartenwerfen auf, von Ivans Erscheinung mehrere Sekunden geblendet. Ivan sagte etwas zu den Männern, Dirk konnte seinem Tonfall nicht entnehmen, ob es Dank oder Rüge war, daß sie ihn so lange unten festgehalten haben. Einer der Männer antwortete mit zwei Worten, was sich für Dirk wie „Batali“ und „Ja, ja“ anhörte, vielleicht war es doch ein Dankeswort des Dolmetschers für die Landeskunde an seinen deutschen Chef, Ivan sagte „njemacki“ (deutsch) und noch etwas, Dirk durfte endlich vom Stockerl aufstehen, seine Kaffeetasche abstellen, entdeckte zum Glück keine Flecken an der Hose, die Hose war zerknittert, der Kaffee schmeckte gut, war jedoch für seinen Geschmack zu stark und zu süß, er bemängelte es nicht, in Bosnien wird Kaffee stark getrunken, er sagte noch „Auf Wiedersehen“ und „Hvala“ in die Runde und folgte Ivan.

Die Männer, diese Schwätzer, seien ihm hoffentlich nicht auf den Nerv gegangen, fragte Ivan, nein, um Gottes willen, er habe sich gefreut, so viel Spontaneität und Wärme habe er schon lange nicht erlebt, sagte Dirk, offensichtlich Kriegsversehrte und Kriegsgeschädigte. Aber hallo, Kriegsversehrte, sagte Ivan, ich werde es Ihnen später erzählen. Kein einziger war einen einzigen Tag an der Front. Wieso waren keine Frauen dabei, fragte Dirk, weil hier immer noch eine rigorose Geschlechtertrennung praktiziert werde, ha, ha, so Ivan. Frauen haben immer eine vernünftige Arbeit zu verrichten, Männer sind lästige Klatschblasen und Nichtstuer. Dirk hätte sich mehr Transparenz gewünscht, die Geschlechterfrage in Bosnien interessierte ihn sehr, zumal sie unmittelbar nach dem Krieg bestimmt neu strukturiert wurde, er verbat sich jedoch, weitere Fragen zu stellen.

Zu Fuß gingen sie auf den vierten Stock, der Aufzug war seit April 1992 außer Betrieb, gewartet wurde er seit fünfzehn Jahren nicht, das Stiegenhaus war erstaunlich sauber, frisch abgewischt, nirgendwo Müllreste zu entdecken, vor den Wohnungstüren waren jeweils mehrere Paare Schuhe abgestellt, alle aufgetragen, ab und zu

Pumps mit arg strapazierten Absätzen, vor jeder Haustür mindestens ein Paar heller Turnschuhe, öfter zwei oder drei. Die Fußabstreifer waren an die Hausschwelle angekettet, die Hausflure mit Möbeln aller Art und größeren Topfpflanzen vollgestopft. Ivans Wohnungstür war neu, aus gutem Holz, sie schloß leise. Dirk prägte sich jedes Detail genau ein, damit er es bei seiner Arbeit produktiv umsetzen könne. Dabei haßte er seine Zielstrebigkeit. Ob er sich die Schuhe ausziehen sollte, fragte er Ivan, nachdem er sich bereits nach unten gebückt hatte. Nein, selbstverständlich nicht, sagte Ivan, behalten Sie die Schuhe, bitte, an, ich behalte meine Schuhe auch an. Ich kaufe mir nicht teure Schuhe, um dann barfuß herumzulaufen. Ja, aber, die Sitte verlangt das doch, daß sich der Gast die Schuhe auszieht, entgegnete Dirk, indem er bereits barfuß neben seinem Gastgeber stand. Wie Sie wollen, sagte Ivan und führte ihn ins Wohnzimmer. Vielleicht habe er mit dem politisch korrekten Verhalten übertrieben, dachte Dirk, in Socken zu laufen, war ihm unangenehm, es war ja das erste Mal in seinem Leben, wie fußamputiert kam er sich neben dem gutaussehenden Ivan vor, der beschuhte Gott schritt souverän vor ihm hin, Dirk folgte ihm hinkend, das Barfußgehen müßte geübt werden, er fühlte sich unwohl.

Die Wohnzimmereinrichtung war spartanisch, ein großes Wandregal, ein kleiner viereckiger Tisch, eine Couch und zwei Sessel, ein Schreibtisch mit dem PC vor dem Fenster, Ivans Arbeitsplatz, wenn er zu Hause an einer Übersetzung saß, die Eltern benutzen das andere Zimmer, es gab nur zwei in der Wohnung und die Wohnküche. Früher mußte er sich das Zimmer mit seiner älteren Schwester teilen, inzwischen sei sie verheiratet und ausgezogen. Im Regal stand einiger Nippes auf gehäkelten Untersätzen, drei Gobelins in goldenen Umrahmungen hingen an der Wand, ein Blumenkorb nach Brueghel, ein Kindsporträt nach Gainsborough und ein regionales Folkloremotiv, ein festlich gekleidetes junges Paar steht vor einer strohbedeckten Hütte. Im Hintergrund des Bildes links plätscherte ein Wasserfall. Wasser zusammenzusticken müsse besonders schwierig sein, dachte Dirk. Alles von seiner Mutter angefertigt, die Gobelins seien ihr nicht auszutreiben, so Ivan. Nichts was Ivan sagte, klang nach Entschuldigung, er war ein herrlich unpathetischer Mensch, identisch mit seinem Beruf, ohne krankhaften Ehrgeiz, Dirk fand diese Eigenschaft erfrischend, er selbst hätte sich in seiner Situation furchtbar geniert, er hätte sich selbst in so eine Wohnung nie eingeladen, auch in seine jetzige Berliner Wohnung nicht, und hundert Ausreden parat gehabt, warum nicht, in Deutschland lädt dich niemand privat ein, nur in Restaurants, wenn überhaupt, Ivan hat seine Einladung ganz natürlich ausgesprochen, ohne einen Hintergedanken, er wollte Dirks Neugierde stillen und sonst nichts, Dirk mußte sich ein Bild davon machen, wie die Menschen hier wohnen und Ivan hatte es schon satt, seine Fragen zu beantworten, Dirk hat sich für seine Eltern immer nur geniert, Ivan geniert sich keineswegs, obwohl sie ähnliche Eltern hatten. Ivan bemühte sich um keinerlei Erläuterungen über seine Wohnverhältnisse, er wohne bei den Eltern, eine eigene Wohnung zu mieten sei für ihn im Moment unerschwinglich, soviel hat er zu Dirk gesagt. Es war eine Feststellung, nichts mehr. Ein höherer Standard sei in einem Land mit dem Bruttosozialprodukt von 450 Dollar nicht zu erwarten, sagte Ivan noch im Büro, vor dem Krieg belief er sich auf 2500 Dollar, aber selbst dann konnte er nicht im Traum an eine Eigentumswohnung denken, außerdem war er damals, Anfang der Neunziger, noch zu jung und hatte sich um so was nicht geschert. Dirk hatte den Eindruck, daß es Ivan völlig schnuppe war, ob er das alles kapiert hat oder nicht.

Was dürfte er ihm anbieten, mit dem Essen würde es noch eine Weile dauern, die Mama sei in der Küche immer noch schwer beschäftigt. Er setzte sich Dirk gegenüber, er mit Schuhen, Dirk in Socken, er hatte es bereut, sich die Schuhe ausgezogen zu haben, jetzt war es aber zu spät, jetzt könnte er unmöglich um die eigenen Schuhe betteln.

Sie tranken einen Selbstgebrannten, der Duft der Zwetschgen breitete sich schlagartig im Zimmer aus, dann trank er noch einen, Dirk kam sich leicht betüfelt vor, Ivan war hingegen nichts anzumerken, er gab unverändert den jungen Gott ab, hervorragend schmeckte der Slivoviz, nie hat Dirk ein Getränk so genossen, er vergaß die Schuhe, spürte den leeren Magen nicht mehr, er fühlte sich federleicht, es war ihm, als ob er frei schweben könnte. Ivan erzählte, daß ihm sein Job immer noch Spaß mache, aber in einigen Jahren wolle er sich selbständig machen, ein Übersetzungsbüro, er habe ein Händchen fürs Geschäft. Vielleicht würde er – besser noch – ein Café eröffnen, zwei hübsche Tussis hinter die Theke. Gott weiß, vielleicht würde er sich zu guter Letzt noch für eine Fremdsprachenschule entscheiden. Sie werden es schaffen, sagte Dirk, während er selbst kein geborener Geschäftsmann sei. Er sah Ivan die Mädels anweisen, höflich aber entschieden, mit einem wird er ein Verhältnis haben, mit dem anderen nicht, um sie gegenseitig in Schach zu halten. In Deutschland seien die Ausländer bessere Geschäftsleute, die Deutschen seien zu ehrlich fürs Unternehmertum, so Dirk zu Ivan, sagt man, man sei ein Unternehmer, wird man sofort für einen Ganoven gehalten, in der Privatwirtschaft geht es nicht mit rechten Dingen zu, das sitzt bei den Deutschen fest, und daran ist nicht zu rütteln. Wenn sich die Deutschen dann doch aufrufen und Firmen gründen oder sich als Ärzte niederlassen, kommt ihre ganze kommunikative Inkompetenz und Gehässigkeit voll zum Ausdruck, sie brüllen ihre Angestellten an, und als Ärzte werfen sie den Patienten ihre Krankheiten vor, schmeißen sie sogar durch die Tür hinaus. Der Mittelständler schreit sich am liebsten den Hals wund, er hetzt durch die Büroräume mit rot unterlaufenen Backen, er vertraut niemandem, am wenigsten noch seinen engsten Mitarbeitern, und seinen Steuerberater hält er für den Oberbetrüger. Man erwartet von ihm, daß er brüllt, nur als Brüllender wird er ernstgenommen. Dirk schämte sich, daß er so viel Schlechtes über die Deutschen gesagt hatte, nur um Ivan zu motivieren, er überlegte kurz, ob er sich nicht noch einen dritten Schnaps einschenken sollte, ließ es dann aber.

Ivan verschwand in der Küche und kehrte nach zwei, drei Minuten mit seiner Mutter zurück. Sie sah Dirks Mutter verblüffend ähnlich, nur jünger, sie lachte, wie sie ihm die Hand reichte. „Ich bin die Mama, Herr Chef Becker“, sagte die Mutter auf Deutsch, sie betonte den Chef, das war von ihr ernst gemeint, es wäre ihr eine große Ehre, daß er sie zu Hause besuche, sie habe die deutsche Sprache verlernt, Ivan dolmetschte, instinktiv trat er einen Schritt hinter die Mutter zurück, Dolmetscher machen sich immer unsichtbar, sie sind Luft, wenn es darauf ankommt, sie hoffe, daß dem Herrn aus Deutschland das Essen schmecken würde, er möge verstehen, daß es an

allen Ecken und Enden an guten Lebensmitteln fehle. Dies sagte die Mutter in einem Atemzuge, ohne mit der Wimper zu zucken, als hätte sie ein Referat für den Gast vorbereitet. Dirk stand wie festgenagelt vor ihr, eine stramme Person mit Schürze, pechschwarze Haare hat Ivan von ihr ge-erbt, auch ihr hübsches Gesicht, diese Frau weiß, was sie will, während des Krieges hat sie in der Wohnung ausgeharrt, Dirk bemerkte, daß er leicht torkelte, ohne Schuhe hatte er keinen Halt, er stellte bei sich eine linke Schiefelage fest, es war nicht der Schnaps, er hatte tatsächlich ein kürzeres Bein oder einen unbehandelten Bandscheibenvorfall, er brauchte dringend orthopädische Schuheinlagen, er mußte ausgerechnet nach Bosnien kommen, um sich seiner Plattfüße und seines kürzeren Beines bewußt zu werden, wo soll er hier einen Orthopäden finden. Er fragte sich, wie oft Ivans Eltern in dieser Wohnung, das heißt in ihrer gesamten Ehe Sex hatten, höchstens einmal die Woche, als die Kinder für zwei Stunden weg waren, im Kino oder bei den Großeltern, Samstags abends wie alle Unbemittelten, bei den dünnen Wänden haben die Nachbarn alles mitbekommen, jeder hörte jeden, wenn er Sex hatte, und quitt.

Dirk folgte Ivan und seiner Mutter in die Küche, die Mutter sagte zu Ivan etwas von den Schlappen und zeigte auf Dirks Füße, Ivan öffnete einen Schrank, Dirk hätte ihn glatt für einen Waffenschrank gehalten, er entpuppte sich aber als prall gefüllter Schuh-schrank, Dirk möge sich, bitte, ein Paar Schlappen aussuchen, die Auswahl sei nicht sehr groß, er selbst trage keine, sein Vater nur diese häßlichen Thermoapparate, also griff Dirk nach einem sogenannten Thermoapparat, den grün-schwarz karierten Filzpantoffeln, schlüpfte hinein, die Größe paßte, üppige Flusen auf der Sohle störten etwas beim gehen. Also stand er an der Küchentür in beiger Leinenhose, hellem Poloshirt und mit Thermopantoffeln. Der Tisch war für zwei Personen gedeckt, warum die Mutter nicht mitesse, Ivan hatte die multikulturelle Fragerei allmählich satt, sie bediene, und beides sei gleichzeitig nicht zu bewältigen, und wo sei der Herr Papa, außer Haus, vielleicht werde er später dazustoßen. Die Filzpantoffeln taten Dirk gut, denn die Kacheln waren eiskalt, die Mutter trug zuerst die Suppe auf, die Hochzeitssuppe mit hausgemachten Nudeln, die Suppe war glasklar, Dirk hatte so dünne Nudeln noch nie gegessen, die Petersilie aus dem eigenen Anbau auf dem Fenstergesims. Auf die Nudelsuppe folgte Rindfleisch mit jungem Gemüse, dann junges Lammfleisch mit Kartoffeln. Die Mutter trug die Gerichte auf, in den Pausen setzte sie sich an den Tisch und nahm am Gespräch teil, aß nicht mit. Dirk hatte sich seit Jahren nie so gut gefühlt wie in dieser Küche, er fragte sich, wie es denn möglich sei, daß nach dem Krieg und allen Katastrophen dieser Raum Wohligkeit ausstrahle. Die Mutter konnte von ihrem Sitzplatz aus fast nach überall langen, wie von einem Dirigentenpult.

Es schellte an der Tür, die Mutter ging zur Tür, eine Nachbarin mit ihrer Tochter wollte vorbeischaun, sie sollen doch dazustoßen, sagte Dirk zu Ivan, der einen mürrischen Gesichtsausdruck machte. Nichts könne in diesem Haus verborgen bleiben, alle wissen, daß mich mein Chef besucht, sagte Ivan. Mutter und Tochter verstehen kein Deutsch, macht ja nichts, sagte Dirk erheitert, er werde zwei Frauen aus Sarajevo kennenlernen, toll. Das Mädchen war zwanzig und in Ivan verknallt, das war Dirk klar, als sie durch die Tür kam, die Mütter haben alles arrangiert. Maja, so hieß das Mädchen, setzte sich Ivan gegenüber und fing auf Englisch über ihr Medizinstudium zu plaudern, das sie gerade angefangen hatte, ohne daß jemand sie dazu aufgefordert hätte. Ihre Mutter setzte sich Dirk gegenüber, wie angenehm, daß sie einen so wichtigen Menschen, einen Diplomaten, kennenlerne. Er sei kein wichtiger Mensch, so Dirk, bloß ein Anfänger, doch, doch, sie habe von Ivan so viel über ihn erfahren, Ivan habe ihn in höchsten Tönen gelobt, sie selbst habe vor dem Krieg in der Buchhaltung des „Energoinvest“, eines früheren Industriegiganten, gearbeitet, nachdem aber der Teufel alles geholt hat, führe sie einem Privatunternehmer die Buchhaltung, unangemeldet, halb schwarz, wissen Sie, dies solle Dirk, bitte, für sich behalten. Währenddessen wurde Ivan von Maja beschwatzt, sie würde gern ein Stückchen Lamm mit ihm teilen, sie allein schaffe es nicht, seit der ersten Anatomiestunde esse sie nur ganz wenig Fleisch. Wenn Ivan wolle, würde sie mit ihm auch eine Baklava essen, seine Mutter sei ja die bekannteste und beste Bäckerin im ganzen Viertel. Ivan erzählte ihm später, daß er und Maja bereits ein spektakuläres Erlebnis hinter sich haben. Als er für die amerikanischen Journalisten einmal in Brzko dolmetschte, nahm er sie mit, weil sie ihn so bedrängte. Die Delegation geriet auf der Rückfahrt an eine bewaffnete Patrouille, die war lords wollten Maja aus dem Auto zerren. Die Amerikaner und er verhandelten mit den Typen, die für Maja 1500 Mark verlangten, Ivan gelang es, den Preis auf 800 herunterzuhandeln, so daß sie schließlich freiließen. Noch in Anwesenheit der Guerilleros ohrfeigte ihn Maja und trat ihn mit den Füßen. Er hätte ruhig den vollen Preis bezahlen können, ihr Vater hätte ihm das Geld zurückgegeben. So viel wert bin ich doch, du Schuft, du Sau, brüllte sie. Später beruhigte sie sich im Auto und gestand ihm, ihrem Schnuckelchen, daß sie schon seit ihrer Kindheit in ihn verliebt sei.

Maja sprach mit einer hohen keifenden Stimme und hatte den blassen, sommersprossigen Teint der Rothaarigen. Außerdem hatte sie eingefallene Wangen und hervorstehende Zähne, ein Hasrl, dachte Dirk belustigt, aber trotz allem hatte Maja Anmut. Vielleicht wolle sich Dirk später ihre Plattensammlung anschauen, schon ihre Mutter hatte die bosnische Rock- und Popmusik systematisch gesammelt, sie ist mit der legendären Gruppe „Der weiße Knopf“ groß gewachsen, kann immer noch alle ihren großen Hits auswendig, auch Emir Kusturica hat später mit dem „Weißen Knopf“ gespielt, ob Dirk Kusturica kenne, den weltberühmten Regisseur, ob er „The Time of the Gypsies“ gesehen habe? Goran Bregovic, der Chef des Orchesters, habe ebenfalls große Karriere in Paris gelandet, er habe einmal ganz allein den Ozean überquert, ein genialer Typ, alle sind ausgewandert, die es sich irgendwie leisten konnten, und dann weinen sie Sarajevo nach. Für die Sammlung reiche die Zeit nicht, sagte Ivan barsch, seine Mutter trug inzwischen den Mehlspeis auf, Topfen- und Apfelstrudel, Baklaven und die Doboschtorte. Ob er verheiratet sei, wendete sich Majas Mutter an Dirk, ein Mann seines Alters müsse an die Familiengründung denken, was wäre sie ohne ihre Familie, und ihre Tochter liebe sie über alles, sie wollte mehrere Kinder haben, es mußte ihr dann wegen einer schlimmen Infektion ein Eierstock entfernt werden. Gottlob haben wir jetzt Frieden, so Majas Mutter, wir waren kurz davor, alle draufzugehen. Die Kriegshölle können Sie sich nicht vorstellen, junger Mann. Das Bosnien von früher wird es nie wieder geben, zu viel Blut ist vergossen worden, mit Titos Tod hat alles angefangen, ich lebe nur noch für meine Tochter.

Ivans Mutter strahlte von ihrem Dirigentenpult, sie führte eindeutig die Regie bei diesem Überraschungsbesuch, sie kannte alle diese Geschichten in- und auswendig, den Überfall der Nachbarinnen hat sie organisiert, weil sie Maja mit Ivan verkuppeln wollte. Jetzt, da sein Chef am Tisch sitzt, kann er nicht einfach aufstehen und verschwinden, was er sonst täte. Eventuell würde ihn der Chef zur Vernünftigkeit bringen, leider ist er selbst zu jung. Majas Eltern besitzen ein großes Wochenendhaus auf Hvar, sie haben Ivan wiederholt dort eingeladen, aber der Dickschädel weigerte sich, ihre Wohnung ist doppelt so groß wie ihre eigene, Majas Vater ist Chefarzt an der Klinik in Kocevo, eine Kapazität, und das Mädchen ist verrückt nach Ivan. Mit dieser Heirat hätte der Junge ausgesorgt. Aber Ivan sei ein unpraktischer Mensch, sagte die Mutter.

Editorial

fh. - Titel und Anregung zu unserem Sommerheft verdanken wir dem Bibliothekar, Literaturwissenschaftler, Expressionismusforscher und, nicht zuletzt, Kulturmanager Paul Raabe. Das letzte Epitheton ist gar nicht despektierlich gemeint, denn es bedurfte wahrhaftig auch der Managerqualitäten, um, wie es Raabe - wohlgermerkt: nach seiner Pensionierung als Direktor der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel - gelang, die Franckeschen Stiftungen in Halle aus einem vierzigjährigen Dornröschenschlaf zu neuem, blühenden Leben zu erwecken. Vor fünf Jahren, als das IDF ein mehrtägiges Seminar in Halle durchführte, begeisterte uns Raabe bei einem Führungsvortrag mit seinem Enthusiasmus für die Stiftungen im besonderen und die Saalestadt Halle im allgemeinen, und längst hat sein Engagement die verdiente Anerkennung gefunden und viele Erfolge gezeitigt. Nur eine Persönlichkeit mit der Unabhängigkeit und dem weiten Blick, wie sie Raabe zu eigen sind, konnte das Wagnis auf sich nehmen, unter den zahllosen Kultureinrichtungen in den neuen Bundesländern jene 20 ausfindig zu machen, die besonders förderungswürdig sind, die als kulturelle Leuchttürme Identitäten schaffen und eine Nation mit zu repräsentieren vermögen. Unabhängig von allen Fragen, die man im einzelnen an die Liste stellen mag, auch an die zweite, im Anhang beigefügte, von 20 kulturellen Gedächtnisorten, geht von Raabes Blaubuch eine deutliche Botschaft aus: Die ostdeutsche Kulturlandschaft nimmt "einen singulären Stellenwert" in Europa ein. Gerade auf dem Bereich der Museen und Sammlungen, denn darauf ist die Liste konzentriert, sind für die meisten Westdeutschen immer wieder neu erstaunliche und reiche Entdeckungen zu machen. Der "Prozeß der Wiedererkennung", wie Raabe es nennt, hat gerade erst begonnen. Freilich kommt es wohl darauf an, daß diese Leuchttürme ein dauerhaftes Licht ausstrahlen können, und dazu bedarf es materieller wie ideeller Unterstützung. Darum hat Raabe keinen flotten Essay oder eine tiefeschürfende kulturphilosophische Betrachtung geschrieben, sondern in seinen Beschreibungen der ausgewählten Einrichtungen systematisch Personalbestand, Haushalt, Investitionsbedarf und bauliche Ansprüche der Häuser aufgelistet. Denn die Leuchttürme benötigen konsequenter Pflege, nicht einmaliger Projektförderungen, wie sie gegenwärtig so modern sind. Damit kann man allenfalls einige Strohfeuer entfachen, die viel Qualm und Rauch verbreiten, aber keine Orientierung schaffen, keine Sichtmarken setzen am Horizont. Freilich: Allererst muß man sich auf den Weg machen, um überhaupt die Leuchttürme als lebensnotwendig zu erkennen. Dazu will dieses Heft einladen, denn der Osten leuchtet wirklich, an Spree und Havel, Elbe und Saale, Pleiße und Neiße und sogar im kriegszerstörten Ex-Jugoslawien.

Nachrichten

Ulrike Poppe wird Kuratorin des IDF

Viele haben mitgeholfen, nicht zuletzt der Vorsitzende des Kuratoriums, Oberbürgermeister Wolfgang Tiefensee, jetzt ist es perfekt: Ulrike Poppe hat sich bereit erklärt, im Kuratorium des Instituts für Deutschlandforschung mitzuwirken. Die Mitglieder und Mitarbeiter des IDF sind sehr stolz und dankbar, eine so herausragende Akteurin des demokratischen Umbruchs in der DDR als Ratgeberin gewonnen zu haben. Ulrike Poppe, die jetzt als Studienleiterin für Zeitgeschichte an der Evangelischen Akademie zu Berlin-Brandenburg wirkt, gehörte zu den prominentesten Bürgerrechtlerinnen in der DDR. Ihr Engagement im Netzwerk Frauen für den Frieden führte 1983 zu einer mehrwöchigen Inhaftierung durch das Ministerium für Staatssicherheit. Schon 1985 in der Initiative Frieden und Menschenrechte aktiv, stand Ulrike Poppe seit September 1989 mit an der Spitze der friedlichen Revolution, u. a. als Erstunterzeichnerin der Bürgerbewegung Demokratie Jetzt, die sie am Zentralen Runden Tisch der DDR vertrat. Auch nach der „Wende“ tritt Frau Poppe nicht nur als wichtige Zeitzeugin, sondern immer wieder als aktive Verfechterin bürgerschaftlichen Engagements hervor und ist dafür vielfach ausgezeichnet worden, zum Beispiel mit dem Gustav-Heinemann-Preis (2000).

Endlich mal ein Super-Ranking: Ruhr-Uni in der Spitzengruppe bei der Lehre über die DDR

An vielen deutschen Universitäten ist die DDR in der Lehre inzwischen terra incognita. Das ist das wichtigste Ergebnis der bereits vor einiger Zeit abgeschlossenen Studie von Peer Pasternack vom Institut für Hochschulforschung der Universität Halle-Wittenberg mit dem schönen Titel Gelehrte DDR. Die DDR als Gegenstand der Lehre an deutschen Universitäten 1990-2000 (ein Exemplar ist in der IDF-Bibliothek vorhanden). Ein genaueres Studium dieser Untersuchung ergibt aber für die Ruhr-Universität, daß Bochum, bei deutschlandweiten Hochschul-Rankings oft nicht gerade von der Gunst der Bewerter verwöhnt, hier einmal deutlich gegen den Trend steuert und einen sehr beachtlichen Platz erobern konnte. Bei einer bundesweiten Totalerhebung im akademischen Jahr 2000/2001 liegt die Ruhr-Uni bei der Zahl der DDR-spezifischen Lehrveranstaltungen mit sieben Seminaren und Vorlesungen immerhin auf Platz fünf. Nur in Berlin (FU und HU zusammen: 32), Leipzig

(10), Hamburg und Kassel (je 8) wurde mehr über die DDR gelehrt. Interessant ist die Verknüpfung mit dem Interesse an Ostmitteleuropa, denn auch hier belegt Bochum mit fünf Lehrveranstaltungen einen hervorragenden zweiten Platz (gemeinsam mit der Humboldt-Universität, nur an der FU Berlin und in Gießen wurde jeweils ein Kurs mehr gezählt). Nun führen die Wittenberger Hochschulforscher eine zweite Erhebung durch, bei der u. a. die Motivation von Hochschullehrern erfragt wird, sich mit Aspekten der DDR zu beschäftigen. Die Mitglieder des Instituts für Deutschlandforschung, die übrigens mit mehreren eigenen Veranstaltungen in dem erhobenen Studienjahr 2000/2001 wesentlich zu dem guten Abschneiden Bochums bei dem DDR-Ranking beigetragen haben, sind gebeten worden, sich an dieser Befragung zu beteiligen.

Neue Bücher

Um Verständigung bemüht

Immer wieder, und beinahe verstärkt in letzter Zeit, erlebt man im Gespräch mit Bekannten und Fremden hautnah die latente Aktualität der Problematik des deutsch-deutschen Verhältnisses. So erfuhr ich zum Beispiel, daß für einen in Bochum ausgebildeten und derzeit in Frankfurt arbeitenden jungen Wirtschaftswissenschaftler ein unvergleichlich besseres Jobangebot in Dresden seines Standortes wegen an Attraktivität verliert. Oder daß die Urlaubsplanung einer noch relativ jungen Familie aus Baden-Württemberg, die diesen Sommer gerne im eigenen Land bleiben würde und dabei für sich die landschaftlich wunderschöne Ostseeküste als willkommenes Urlaubsziel ins Visier faßte, ins Stocken geriet, da die Ehefrau nun doch aus irgendeinem Grund ein Problem mit den Ostdeutschen zu haben meinte. Zum krönenden und, ich muß gestehen, gefühlsmäßig nicht unbedenklichen Erlebnis dieser Reihe war für mich jedoch, einmal jene Schlüsselfrage des innerdeutschen Verhältnisses in ihrer gravierenden Direktheit ausgesprochen zu hören: „Wer wollte denn eigentlich die Wiedervereinigung? Wir (spricht: die Westdeutschen) waren es jedenfalls kaum.“ Als Begründung, warum, folgte eine ganze Reihe geläufiger Argumente, die zum größten Teil dem Wirtschaftlichen galten, aber auch manche Mentalitätsunterschiede nicht unberücksichtigt ließen. Angesichts solcher Beispiele, die nach wie vor für das westdeutsche Alltagsdenken ziemlich repräsentativ sein dürften, ist ein sich um Aufklärung über das „ostdeutsche Anderssein“ bemühtes Buch gewiß hilfreich, zumal es die Ergebnisse eines sozialwissenschaftlichen Begleitforschungsprojektes zusammenfaßt, das an der Universität Bremen zur Unterstützung gewerkschaftlicher Projekte (IG Metall) in Ostdeutschland durchgeführt wurde, also einem praktischen, sozialintegrativen Zweck diene. Die Untersuchung mit dem Titel Ostdeutsche Biographien. Lebenswelt im Umbruch besteht im Kern aus 13 repräsentativ ausgewählten Soziobiographien. Diese sind auf der Basis von „narrativen soziobiographischen Interviews“ mit Ostdeutschen verschiedenen Alters, zumeist Frauen, entstanden und haben ihren Schwerpunkt auf dem beruflichen Werdegang im Vergleich vor und nach der Wende. Darüber hinaus werden hier die Spezifik der sozialen Bindungen in der DDR und ihr Wandel infolge der Wiedervereinigung in mehreren zusammenfassenden Fachanalysen behandelt. Die grundlegende These des Buches ist die eines Umbruchs in der Lebenswelt der meisten ostdeutschen Bürger im Zuge der Wendeereignisse, was bekanntlich mit dem Verlust vertrauter, nicht hinterfragbarer Lebensmaßstäbe und daraus folgenden massenhaften Existenzkrisen einherging. Zentral wird hier die Frage nach den herkömmlichen kulturellen und lebensweltlichen Orientierungen der DDR-Bürger und ihrer Rolle „bei der Bewältigung der unvorhergesehenen und radikal veränderten sozialen Situation“ gestellt. Daß die Betroffenen, trotz häufiger Arbeitslosigkeit und damit verbundener sozialer Entwurzelung, nicht nur mit Resignation, Verzweiflung oder Nostalgie auf die neuen Bedingungen reagierten, sondern auch Kräfte und Kreativität für die Realisierung eines Neuanfangs entfalteten, macht den Versuch einer abgewogenen Betrachtung der angesprochenen Problematik deutlich. In der Absicht der Autoren soll gerade dieser differenzierende Blick den Westdeutschen das Verstehen jener tiefgreifenden individuellen wie auch kollektiven Schwierigkeiten und Aufgaben ermöglichen, die für die Ostdeutschen mit dem Umbruch ihrer Lebenswelt entstanden sind.

Anja Hartlieb

Thomas Rausch (Hg.): Ostdeutsche Biographien. Lebenswelt im Umbruch. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999. - 415 S.

Veranstaltungen

RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM
INSTITUT FÜR DEUTSCHLANDFORSCHUNG
Fremd im Lande?
Migration in Deutschland und Europa
Ringvorlesung im Wintersemester 2002/2003
Mittwochs, 12.00 -13.30 Uhr
Raum GC 03/149

Programm

30. Oktober 2002

Prof. Dr. Werner Voß
Bevölkerung und Zuwanderung
Strukturen - Tendenzen - Prognosen

06. November 2002

Prof. Dr. Bernd Faulenbach
Flucht und Vertreibung in der öffentlichen Erinnerung der Deutschen

13. November 2002

Prof. Dr. Harro Müller-Michaels
"Im Krebsgang" - Flucht und Vertreibung in der Literatur

20. November 2002

Dr. Mario de Matteis
Arbeitsmigration in der Bundesrepublik: Das Beispiel der Italiener

27. November 2002

Dr. Sabine Hornberg
Viel versäumt? Bildungsbeteiligung und Schulerfolg ausländischer Schülerinnen und Schüler im deutschen Schulwesen

04. Dezember 2002

Prof. Dr. Heinz-H. Menge
Vielerlei Deutsch: Sprachliche Varietäten in Ballungsgebieten

11. Dezember 2002

Podiumsdiskussion mit Migranten an der Ruhr-Universität
Moderation: Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Siegfried Grosse

18. Dezember 2002

PD Dr. Mirjana Stancic
Migration als Lebensform: Erfahrungen und Verarbeitungen des Exils

15. Januar 2003

Prof. Dr. Eberhard Kroß
Auf dem Weg ins Ghetto? Integration und Segregation in deutschen Städten

22. Januar 2003

Prof. Dr. Ludger Pries
Neue Formen der Migration - Neue Aufgaben der Integration

29. Januar 2003

Prof. Dr. Paul Gerhard Klussmann
Typologien des Fremden in der deutschen Kultur seit 1800

05. Februar 2003

Prof. Dr. Dietmar Petzina
Wirtschaft und Migration im 19. und 20. Jahrhundert

12. Februar 2003

Abschlußdiskussion

Impressum

IDF-PUBLIK erscheint im Semester monatlich als Nachrichtenblatt des Instituts für Deutschlandforschung der Ruhr-Universität Bochum. Herausgeber: Prof. Dr. Paul Gerhard Klussmann, Redaktion: Dr. Frank Hoffmann (Frank.Hoffmann-2@ruhr-uni-bochum.de), Silke Flegel M. A. (Silke.Flegel@ruhr-uni-bochum.de). IDF-PUBLIK wird gratis abgegeben. Auflage: 100. - Anschrift: Ruhr-Universität Bochum, Institut für Deutschlandforschung, GB 04/48, D-44780 Bochum, (0234-32-27863, Fax: 0234-32-14587.